

BEIHEFTE

Roland Kehrein

Regionalsprachliche Spektren im Raum

Zur linguistischen Struktur der Vertikale

Germanistik

Franz Steiner Verlag

ZEITSCHRIFT
FÜR DIALEKTOLOGIE
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

ZDL

I52

Roland Kehrein
Regionalsprachliche Spektren im Raum

ZEITSCHRIFT FÜR DIALEKTOLOGIE UND LINGUISTIK
BEIHEFTE

In Verbindung mit Michael Elmentaler und Jürg Fleischer
herausgegeben von Jürgen Erich Schmidt

BAND 152

Roland Kehrein

Regionalsprachliche Spektren im Raum

Zur linguistischen Struktur der Vertikale



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Mainzer Akademie der Wissenschaften
und der Literatur im Rahmen der Förderung des Akademievorhabens
„Regionalsprache.de“ (REDE) durch die Bundesrepublik Deutschland
und das Land Hessen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2012

Druck: Laupp & Göbel GmbH, Nehren

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10273-5

Bettina, Paul und Lucy

DANKSAGUNG

Die vorliegende Monografie, an der ich seit 2004 mit teilweise längeren Unterbrechungen gearbeitet habe, wurde vom Fachbereich 09 der Philipps-Universität Marburg 2011 als schriftliche Habilitationsleistung angenommen. Die empirische Untersuchung steht im Kontext des von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz geförderten Forschungsprojekts „Regionalsprache.de“ (REDE), in dessen Rahmen auch die Druckkosten finanziert wurden. Dafür möchte ich mich herzlich bedanken. Von den vielen Menschen, die diese Arbeit ermöglicht und ihren Entstehungsprozess konstruktiv begleitet haben, möchte ich an erster Stelle denjenigen danken, die im Text lediglich mit Kürzeln benannt werden: unsere Informantinnen und Informanten. Ohne sie wäre eine Untersuchung wie die vorliegende nicht möglich. Höchste Anerkennung gebührt auch meinen Kolleginnen und Kollegen der Arbeitsgruppe „Empirie“ im REDE-Projekt, die viele der analysierten Aufnahmen vorbereitet und in einem extrem zeit- aufwändigen Job durchgeführt haben. Bedanken möchte ich mich darüber hinaus vor allem noch bei den wichtigsten wissenschaftlichen Weggefährten der letzten etwa eineinhalb Jahrzehnte: Jürgen Erich Schmidt, meinem langjährigen wissenschaftlichen Lehrer und Förderer, sowie meinen (Ex-)Marburger Kollegen und Freunden Alfred Lameli und Stefan Rabanus.

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG.....	13
2. REGIONALSPRACHLICHE SPEKTREN: GEGENSTANDSKONSTITUTION UND GEGENSTANDSBESCHREIBUNG	17
2.1 Die Entstehung der modernen Regionalsprachen des Deutschen	17
2.2 Zur Beschreibung regionalsprachlicher Spektren	21
2.3 Zur Definition des Gegenstands in der Sprachdynamiktheorie	33
3. FORSCHUNGSSTAND	39
3.1 Entwicklung von Methoden und Interpretationsansätzen	39
3.2 Kenntnisstand und Hypothesen zur linguistischen Struktur der Vertikale.....	67
4. EIGENE EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG.....	73
4.1 Forschungsfragen	73
4.2 Datenerhebung und Untersuchungsanlage.....	74
4.3 Analysemethoden.....	78
4.3.1 Phonetische Abstandsmessung (Dialektalitätsmessung).....	78
4.3.2 Variablenanalyse	84
4.3.3 Hörerurteil-Dialektalität	87
5. LINGUISTISCHE STRUKTUR DER VERTIKALE: DER EICHPUNKT WITTLICH.....	89
5.1 Umfassende Studie zum Kleinraum Wittlich.....	89
5.2 Die Informanten und die Sprachdaten	92
5.3 Die REDE-Informanten im Wittlicher regionalsprachlichen Spektrum	94
5.4 Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Wittlich.....	101
5.5 Zusammenfassung.....	105
6. LINGUISTISCHE STRUKTUR DER VERTIKALE: REDE-MODELLANALYSE IM RAUM WALDSHUT-TIENGEN (WEST-OBERDEUTSCH).....	107
6.1 Dialektgeografische Einordnung.....	107
6.2 Die Informanten und die Sprachdaten	111

6.3	Die linguistischen Variablen der Untersuchung	115
6.3.1	Häufige Variablen – Konsonantismus	115
6.3.1.1	Die Variable <ch>-Tilgung	115
6.3.1.2	Die Variable /ç, x, χ/	116
6.3.1.3	Variablen zum standardsprachlichen Phonem /t/ ...	117
6.3.1.4	Die Variable <i>k</i> -Verschiebung	121
6.3.1.5	Die Variable <i>t</i> -Tilgung	122
6.3.1.6	Die Variable [s]-Palatalisierung	123
6.3.1.7	Die Variable std. /z/	125
6.3.2	Häufige Variablen – Vokalismus	126
6.3.2.1	Die Variable <i>a</i> -Verdumpfung (mhd. <i>â</i>)	126
6.3.2.2	Die Variablen der Reihe mhd. <i>î, û, û</i>	126
6.3.2.3	Die Variable [a]-Quantität	127
6.3.2.4	Die Variable std. /ɛ/	130
6.3.3	Häufige Variablen – Nebensilben und Morph(em)e	131
6.3.3.1	Die Variablen zu <i>ge-</i> – Fortisierung und Tilgung ...	131
6.3.3.2	Die Variable <i>-en</i>	133
6.3.3.3	Die Variable Verbalplural – Normalverben und Kurzverben	135
6.3.3.4	Die Variable <i>-er</i>	139
6.3.4	Weitere Variablen	142
6.4	Ergebnisse der objektsprachlichen Analysen	143
6.4.1	Übersicht	143
6.4.2	Die Varietät <i>Dialekt</i>	148
6.4.3	Die Varietät <i>Regiolekt</i>	161
6.4.3.1	Die Sprechlage <i>Regionalakzent</i> als „Gesprochenes Schriftdeutsch“	162
6.4.3.2	Intersituative Variation in den freien Gesprächen ...	168
6.4.4	Die nächste Sprechergeneration	174
6.4.5	Zusammenfassung	181
6.5	Sprachbiografische und subjektive Daten	181
6.6	Hörerurteile zu Sprachproben aus der Region Waldshut-Tiengen	188
6.7	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Waldshut-Tiengen	191
6.8	Sprachdynamische Prozesse in der Region Waldshut-Tiengen	208
7.	LINGUISTISCHE STRUKTUR DER VERTIKALE: ANDERE DIALEKTREGIONEN	213
7.1	Ost-Mitteldeutsch: Region Dresden	213
7.1.1	Dialektgeografische Einordnung	213
7.1.2	Die Informanten und die Sprachdaten	221
7.1.3	Ergebnisse der Analysen	222
7.1.3.1	Phonetische Abstandsmessung	222

7.1.3.2	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Dresden.....	223
7.1.4	Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Dresden.....	227
7.1.5	Zusammenfassung.....	232
7.2	Ostfränkisch: Region Bamberg.....	234
7.2.1	Dialektgeografische Einordnung.....	234
7.2.2	Die Informanten und die Sprachdaten.....	238
7.2.3	Ergebnisse der Analysen.....	240
7.2.3.1	Phonetische Abstandsmessung.....	240
7.2.3.2	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Bamberg.....	243
7.2.4	Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Bamberg.....	247
7.2.5	Zusammenfassung.....	249
7.3	Ost-Oberdeutsch: Region Trostberg.....	250
7.3.1	Dialektgeografische Einordnung.....	250
7.3.2	Die Informanten und die Sprachdaten.....	253
7.3.3	Ergebnisse der Analysen.....	257
7.3.3.1	Phonetische Abstandsmessung.....	257
7.3.3.2	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Trostberg.....	260
7.3.4	Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Trostberg.....	266
7.3.5	Zusammenfassung.....	274
7.4	Niederdeutsch: Die Regionen Alt Duvenstedt (West) und Stralsund (Ost).....	275
7.4.1	Dialektgeografische Einordnung der Region Alt Duvenstedt.....	278
7.4.2	Die Informanten und die Sprachdaten.....	282
7.4.3	Ergebnisse der Analysen.....	283
7.4.3.1	Phonetische Abstandsmessung.....	283
7.4.3.2	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Alt Duvenstedt.....	291
7.4.4	Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Alt Duvenstedt.....	294
7.4.5	Dialektgeografische Einordnung der Region Stralsund.....	298
7.4.6	Die Informanten und die Sprachdaten.....	301
7.4.7	Ergebnisse der Analysen.....	303
7.4.7.1	Phonetische Abstandsmessung.....	303
7.4.7.2	Regionalsprachliches Spektrum in der Region Stralsund.....	305
7.4.8	Restarealität in den standardnächsten Sprechlagen in der Region Stralsund.....	309

7.4.9 Zusammenfassung der niederdeutschen Untersuchungsregionen.....	312
8. DIE STANDARDNÄCHSTEN SPRECHLAGEN IM DIATOPISCHEN VERGLEICH	315
8.1 Vorleseausprache im Hörerurteil.....	316
8.1.1 Die Sprachdaten	316
8.1.2 Die Wahrnehmungsdaten	318
8.1.3 Ergebnisse	321
8.2 Vorleseausprache und phonetische Abstandsmessung.....	328
8.3 Vergleich von gemessener und wahrgenommener Dialektalität.....	330
8.4 Restarealität in der Vorleseausprache	332
8.5 Zusammenfassung: Vorleseausprache – Standard oder Nicht- Standard?.....	339
9. ERGEBNISSE	343
9.1 Die sprachliche Vertikale im diatopischen Vergleich.....	345
9.2 Repertoire-/Sprechertypen	349
9.3 Ausbildung der individuellen System- und Registerkompetenz.....	351
9.4 Einflussfaktoren auf vertikale sprachdynamische Prozesse.....	355
9.5 Fazit.....	360
LITERATURVERZEICHNIS	363
ANHANG	385

1. EINLEITUNG

Vor über 130 Jahren, im Jahre 1879, trat PHILIPP WEGENER vor der germanistischen Sektion der Philologenversammlung in Trier auf, um für die Unterstützung einer Publikationsreihe von Dialektgrammatiken zu werben, in denen nach einem standardisierten Forschungsprogramm die Dialekte des Deutschen umfassend beschrieben werden sollten. Die zusammen mit EDUARD SIEVERS, HERMANN PAUL, WILHELM BRAUNE und JOST WINTELER erstellte Vorlage sollte zudem die inhaltliche Ausrichtung der bisherigen dialektologischen Forschung erweitern, denn

trotz der regen tätigkeit für erforschung der deutschen dialecte müssen wir gestehen, dass unsere kenntnis der dialecte eine durchaus unzureichende und ungenaue ist. Das material ist unvollständig gesammelt, wir kennen ein stückchen von diesem, ein stückchen von jenem gebiete, ohne dass wir immer im stande wären, scharf zu sondern und zu bestimmen, diese eigentümlichkeit gehöre dem, jene einem anderen sprachgebiete an; – die lautbezeichnung ist ungenau; die wortsammlung ist beherrscht von dem streben, merkwürdige, absonderliche worte an das tageslicht zu ziehn und vernachlässigt das alltägliche und gebräuchliche. Kurz die dialectischen mitteilungen tragen fast sämtlich den stempel einer mangelhaften methode, vielfach den charakter des dilettantismus. Die dialectforschung muss, wie jede junge wissenschaft, erst die wehen der blossen liebhaberei überwinden, um in die ruhigen bahnen einer zweckbewusten methode einzulenken. Erst dann wird man nicht mehr verächtlich die achsel zucken über eine verdorbene sprache, worunter man die mischdialecte versteht, erst dann wird man nicht mehr in dem festen gestein oder dem lockeren geröll eines dialects herum-suchen, um einen absonderlich gefärbten stein oder eine singuläre versteinerung zu finden, sondern das gestein selbst wird man seiner art nach zu bestimmen und zu beschreiben suchen; – erst dann werden sich auch so viele wissenschaftliche vertreter der germanistik nicht mehr stolz von der mundartlichen forschung fern halten, sondern wacker hand anlegen, jeder zu seinem teile. (WEGENER 1976 [1879], 2)

Worauf WEGENER in diesem flammenden Plädoyer bereits mit der Erwähnung von „mischdialecte[n]“ verweist, wird in der weiteren Präsentation des Programms noch weiter ausgeführt. Die angestrebte umfassende Dialektbeschreibung soll nämlich nicht nur die linguistischen Systemebenen und die exakte, auch mit messphonetischen Methoden zu beschreibende Lautbildung einschließen, sondern auch die jeweiligen historischen Bezüge, mögliche Einflüsse von Nachbardialekten sowie „die einwirkung der schriftsprache auf die deutschen dialecte“ (WEGENER 1976 [1879], 14). Wie viele andere sieht auch WEGENER die Dialekte „dem untergange geweiht“, anders als andere zieht er aber daraus nicht den Schluss, dass es die Dialekte in ihrer ältesten Form zu konservieren gilt, sondern dass mit der Veränderung des Gegenstands „die wissenschaft ihr augenmerk zu richten [hat] auf die fragen: 1) wie weit hat sich dieser umwandlungsprocess vollzogen, 2) in welchen bahnen schreitet die umwandlung vor?“ (WEGENER 1976 [1879], 14, im Original gesperrt). Weiterhin wird nicht nur die Beschreibung einer „feste[n] norm der schriftgemässen aussprache“ gefordert, sondern auch die Erfassung der regional und durch sozio-situative Faktoren (z. B. Bildung, Gesprächs-

partner usw.) bedingten „besonderheiten“ in der Aussprache (vgl. WEGENER 1976 [1879], 14–15). Die Analyse dessen, was in der vorliegenden Arbeit als regionalsprachliches Spektrum bezeichnet wird, sei „die unabweisliche pflicht des dialectforschers“ (WEGENER 1976 [1879], 16).

Das Desiderat, das WEGENER hier benannt hat, lässt sich mit moderner Terminologie folgendermaßen zusammenfassen: Es geht um die vollständige Erhebung und Analyse der modernen Regionalsprachen des Deutschen, also der Dialekte, der gesprochenen Standardsprache und der regionalsprachlichen Spektren, die sich zwischen den Dialekten und der neuhochdeutschen Standardsprache ausgebildet haben, wobei jeweils diatopische und diachrone Vergleiche anzustellen sind.

Aus diesem Desiderat ergeben sich Gegenstand und Ziel der vorliegenden Untersuchung: Zentraler Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist die Struktur der regionalsprachlichen Spektren und die diatopischen Unterschiede, die (möglicherweise) zwischen diesen Strukturen bestehen. An diesen thematischen Kernbereich schließen sich eine Reihe weiterer Aspekte an, die an einer späteren Stelle der Arbeit eingeführt werden.

Für die deutschen Dialekte ist seit spätestens dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein erheblicher Wissensbestand zusammengetragen worden. Dieser liegt in Form von Dialektatlanten, die großräumig und kleinräumig angelegt sind, Dialektgrammatiken, die einzelne Orte und teilweise ganze Regionen behandeln, und Dialektwörterbüchern vor. Seit den 1930er-Jahren wurden darüber hinaus Tonaufnahmen deutscher Dialekte und anderer regionalsprachlicher Sprechweisen erhoben. Für die an der Standardsprache orientierten Alltagssprechweisen und vor allem für die regionalsprachlichen Register liegt trotz verschiedenster Forschungsbemühungen Vergleichbares noch nicht vor, sodass diese Bereiche nach wie vor als weit weniger gut erforscht gelten müssen. Die Probleme, die einen entscheidenden Fortschritt bisher verhindert haben, sind dabei sowohl theoretisch-begrifflicher, vor allem aber methodischer Art. WERNER KÖNIG bringt dieses Problem folgendermaßen auf den Punkt: „Zu verschieden sind die jeweiligen Versuchsanordnungen [...], zu verschieden auch der jeweils beschriebene Punkt in der schiefen Ebene des Kontinuums zwischen der höchsten und niedrigeren Sprachformen“ (KÖNIG 1997, 252). SCHMIDT (1998, 177) spricht von einem „empirischen Defizit“, das aus dem Fehlen standardisierter Methoden zur Datenerhebung – vor allem der Erhebung von Alltagssprache – und zur Datenanalyse resultiert. Die Aufarbeitung von Forschungsunternehmungen wird deutlich machen, dass die einzelnen empirischen Untersuchungen als wichtige Stufen im Verlauf der Entwicklung eines Methodenkanons zur vergleichbaren Erhebung und Analyse regionalsprachlicher Daten betrachtet werden können.

Um das Problem der Vergleichbarkeit von Sprachdaten, die an möglichst vielen Orten des Sprachgebiets erhoben werden sollen, zu überwinden, musste eine definierte soziale Gruppe gefunden werden, die möglichst in einer vergleichbaren, nicht gestellten Kommunikationssituation beobachtet werden kann. Ein Ansatz, bei dem die beiden genannten Kriterien erfüllt sind, konnte 2003 von JÜRGEN ERICH SCHMIDT und HERMANN KÜNZEL, dem Leiter der Marburger Phonetik, ge-

funden werden: Polizeibeamte, die Anrufe unter der Notrufnummer 110 entgegennehmen. Die aus variationslinguistischer Sicht wichtigsten Eigenschaften dieser Gesprächssituation sind, erstens, dass männliche Beamte im Alter zwischen 45 und 55 Jahren, die das Gros der in den Notrufannahmestellen Deutschlands Beschäftigten ausmachen, eine definierte Personengruppe bilden, deren Vertreter im gesamten Bundesgebiet anzutreffen sind. Zweitens werden Notrufgespräche immer zu Strafverfolgungszwecken aufgezeichnet, die Aufnahme wirkt sich also nicht verzerrend auf das Gesprächsverhalten aus (Stichwort: linguistisches Beobachterparadoxon). Weitere Eigenschaften der Situation werden bei der Präsentation der Datenerhebung für die vorliegende Untersuchung in Kapitel 4.2 dargestellt. Die flächendeckende Erhebung von Notrufannahmegesprächen wurde im Rahmen eines Kooperationsprojektes mit der Kriminaltechnischen Abteilung für Sprechererkennung und Tonbandanalyse (KT 54) des Bundeskriminalamts und dem Institut für Deutsche Sprache, das JÜRGEN ERICH SCHMIDT und ich von 2004–2007 geleitet haben, umgesetzt (im Folgenden: DIGS-Projekt). Dabei wurden, überwiegend vom Bundeskriminalamt finanziert, während der Projektlaufzeit Sprachdaten von 833 Beamten aus 520 Orten in Deutschland gesammelt und für eine Datenbank des Bundeskriminalamts zur forensischen Sprechererkennung aufbereitet.

Um mit den Notrufdaten nicht wieder lediglich einen nicht weiter definierten „Punkt in der schiefen Ebene“, wie KÖNIG es formuliert, zu erfassen, entstand die Idee, die in diesem Projekt gewonnenen Informanten und Sprachdaten als empirischen „Grundstock“ für eine groß angelegte Erforschung der vertikalen regionalsprachlichen Register zu nutzen. Daher habe ich im Jahre 2004 damit begonnen, Polizeibeamte an ausgewählten Orten in weiteren, zum damaligen Zeitpunkt bereits erprobten Erhebungssituationen aufzuzeichnen. Zu den ersten Orten gehörten Gießen wegen der geografischen Nähe zu Marburg (vgl. dazu KEHREIN 2006), Waldshut-Tiengen, Alt Duvenstedt (Dienststelle Rendsburg), Dresden und Bamberg. Diese ersten „Probebohrungen“ mit der Sprechergruppe Polizeibeamte haben dann wesentlich zur Konzeption eines Teilziels im derzeit laufenden Großprojekt „Regionalsprache.de“ (REDE), das von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur seit 2008 für 19 Jahre finanziert wird, beigetragen: die Neuerhebung regionalsprachlicher Daten, die seit Projektbeginn von mir verantwortlich geleitet wird. Zwischen der vorliegenden Untersuchung und diesem Teil des REDE-Projekts, das in Kapitel 3.1 noch etwas ausführlicher vorgestellt wird, besteht also eine „gewachsene“, enge Beziehung.

Der zentrale Gegenstand der Untersuchung, die regionalsprachlichen Register, ergibt sich aus den spezifischen (sprach)historischen Entwicklungen, aus denen das heutige Gesamtsprachsystem Deutsch hervorgegangen ist. Diese Zusammenhänge werden als Gegenstandskonstitution im Folgenden skizziert. Einen wesentlichen Teil der linguistischen Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand bildet seine theoretisch-begriffliche Erfassung. Einzelne Vergleiche von Beschreibungsansätzen werden zeigen, dass die von JÜRGEN ERICH SCHMIDT und JOACHIM HERRGEN entwickelte Sprachdynamiktheorie die klarsten Kriterien an die Definitionen der basalen Begriffe anlegt, weshalb dieser für meine eigene Untersuchung

gewählte Ansatz ausführlicher beschrieben wird. Eine Skizze wichtiger Beiträge zum methodologischen Fortschritt und die kurze Darstellung von Erkenntnissen und Hypothesen bilden den Abschluss des einleitenden theoretischen Teils der Arbeit, dem sich die Beschreibung der eigenen empirischen Untersuchungen und ihrer Ergebnisse anschließt. Die Resultate meiner Analysen, die sich wegen der Fokussierung des Deutschen in Deutschland auf ausgewählte Regionen der Bundesrepublik beziehen, sind in weiteren Untersuchungen mit den Verhältnissen in den anderen deutschsprachigen Gebieten zu vergleichen. Darüber hinaus können sie für Studien der internationalen Variationslinguistik Interpretationsansätze liefern. Für die verschiedensten Sprachen rückt der vertikale Variationsbereich zwischen den jeweiligen Standardvarietäten und Dialekten in den Mittelpunkt des Interesses. Teilweise herrschen dabei sogar dem Deutschen vergleichbare Ausgangsbedingungen, wie z. B. zwischen den griechischen Dialekten auf Zypern und dem „Standard Modern Greek“, das von Griechenland aus auf der Insel eingeführt wurde und danach zu den regionalen Dialekten zunächst in einem diglossischen Verhältnis stand. Diese Diglossie löst sich – wie im deutschsprachigen Raum – mittlerweile allmählich auf (vgl. dazu etwa TSIPLAKOU / PAPAPAVLOU / PAVLOU / KATSOYANNOU 2006). Weitere rezente Beiträge wurden vorgelegt zum Spanischen (vgl. HERNÁNDEZ-CAMPOY / VILLENA-PONSODA 2009), zum Italienischen (vgl. CERRUTI 2011) und zum Niederländischen (vgl. HEERINGA / HINSKENS i. Dr.).

2. REGIONALSPRACHLICHE SPEKTREN: GEGENSTANDSKONSTITUTION UND GEGENSTANDSBESCHREIBUNG

2.1 DIE ENTSTEHUNG DER MODERNEN REGIONALSPRACHEN DES DEUTSCHEN

Die hochkomplexen Beziehungen zwischen den (alten) Basisdialekten, die auf der horizontalen Dimension extreme Heterogenität aufweisen, den Oralisierungsnormen der Standardvarietät¹ und möglichen Varietäten und Sprechlagen dazwischen (vertikale Dimension) ergeben sich aus der Entwicklung der gesprochenen Formen des Deutschen über die letzten 300–500 Jahre. Eine prägende Rolle spielte bei diesen Prozessen die Genese der deutschen Standardsprache und vor allem ihrer Aussprache(normen), manifestiert sich doch sprachliche Regionalität primär im Gesprochenen.

Ursprünglich werden für „das Deutsche“ gleichberechtigt nebeneinander existierende, lokal oder kleinräumig gültige Varietäten angesetzt, welche für die damalige Bevölkerung die einzige orale und damit überwiegend vermutlich auch die einzige Kommunikationsform überhaupt dargestellt haben. Ein früher Beleg zur Bezeichnung regionaler Sprachformen findet sich in HUGO VON TRIMBERGS „Der Renner“ (ca. 1300), in dem sie aufgezählt und als „lantsprache[n]“ (Vers 22287) bezeichnet werden. Der „Vorspann“ zu der Aufzählung könnte in ähnlicher Form auch in einem aktuellen DaF-Lehrbuch zu finden sein:

Von manigerleie spräche
Swer tuitsche wil eben tihten,
Der muoz sîn herze rihten
22255 Üf manigerleie spräche:
Swer wênt daz die von Ache
Reden als die von Franken,
Dem sülñ die miuse danken.
Ein ieglich lant hât sînen site,
22260 Der sînem lantvolke volget mite.
An spräche, an mâze und an gewande
Ist underscheiden lant von lande. (EHRISMANN 1970, 220)

Daneben existierten für Geistliche und Gebildete das Latein als geschriebene und gesprochene Sprache sowie die keineswegs homogene Schreibsprache für mittelhochdeutsche Dichtung. Für dieses Stadium der Geschichte der gesprochenen Formen des Deutschen spricht SCHMIDT (2010b) hinsichtlich der vertikalen Dimension von einer „Einvarietätensprache“.

1 Zum Konzept der (nationalen) Oralisierungsnormen vgl. SCHMIDT 2005c.

Ein für die Entstehung der modernen Regionalsprachen des Deutschen bedeutender Prozess war die Entwicklung einer einheitlichen hochdeutschen Schriftsprache ab etwa dem 16. Jahrhundert. Durch den Vergleich von Schriftzeugnissen aus dem 15. Jahrhundert konnte BESCH (1967) die Entstehung der hochdeutschen Schriftsprache nachzeichnen und frühere Ansätze teilweise widerlegen.² BESCHS Analysen zeigen, dass eine Vereinheitlichung der Sprache im Medium Schrift bereits im 15. Jahrhundert angelegt war. Die Bedeutung des Ostmitteldeutschen und der dortigen Ausgleichsprozesse in der gesprochenen Sprache ist – entgegen FRINGS' These, diese gesprochene Ausgleichssprache bilde die Basis der hochdeutschen Einheitssprache – eher als die eines „fruchtbaren Bodens“ für die Akzeptanz einzelner Formen zu sehen, unter anderem, weil es sich um den Wirkungsraum LUTHERS³ handelte, dem BESCH im Wesentlichen die Funktion des Auswählers aus konkurrierenden schreibsprachlichen Varianten zuweist (vgl. BESCH 1967, 349):

Das will genauer heißen: Luther bedient sich der schreibsprachlichen Großfläche des Südostens, wo immer er kann. Ist er gezwungen, sprachlich auszuwählen, so trifft er seine Wahl sehr oft im Blick auf diese Einheit. Das will auch heißen: Luther bringt noch ein Stück mitteldeutsches Erbe ein und setzt es kraft seiner Autorität durch, er macht aus der ursprünglichen Angleichung an den Süden einen echten Sprachausgleich zwischen dem Ostmitteldeutschen und dem „gemeinen Deutsch“. (BESCH 1967, 362)⁴

An anderer Stelle heißt es, LUTHERS Auswahl ziele auf „Weitenwirkung“, das bedeutet: „Wenn das Bairische oder gar noch das Ostfränkische zum (Ost-)Mitteldeutschen bzw. zur Lutherform tritt, dann ist die schriftsprachliche Entscheidung gefallen, die betreffende Form setzt sich durch“ (BESCH 1967, 340).⁵ Als

- 2 Bei diesen Ansätzen handelt es sich um die von MÜLLENHOFF angenommene kontinuierliche Entwicklung einer einheitlichen Schriftsprache seit dem 9. Jahrhundert, die in den einzelnen Etappen an die jeweiligen Machtzentren gebunden gewesen sei und sich schließlich im Zuge der Reformation durchgesetzt habe (vgl. MÜLLENHOFF 1873, XXVIII–XXX). Der zweite Ansatz geht als sogenannte „Prag-These“ auf BURDACH (1884) zurück. „Für ihn ist unsere Schriftsprache eine neue Schöpfung, unter einmaligen kulturellen Bedingungen entstanden im kaiserlichen Prag Karls IV. in der Zeit nach 1350. [...] Das humanistische Kanzleideutsch erweise sich als eine Sprache der Bildung und des höheren Lebens und könne die Funktion einer Schrift- und Kultursprache übernehmen“ (BESCH 1987, 16). Auf FRINGS (1936) geht schließlich der Ansatz zurück, nach dem die Einheitssprache aus der kolonialen Ausgleichssprache, die sich ab dem 11. Jahrhundert im ostmitteldeutschen Siedelgebiet herausgebildet hat, hervorgegangen sei. Vgl. zusammenfassend auch BESCH 2003.
- 3 Vgl. zur Bedeutung LUTHERS für die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache allgemein auch BESCH 2000.
- 4 Als *gemeines Deutsch* (oder zeitgenössisch: das „gemeine teutsch“) wird die unter „Kaiser Friedrich III. und dann unter Kaiser Maximilian [...] donauländische Schreibsprache [bezeichnet, die in dieser Zeit ...] zu einer Verkehrs- und Gemeinsprache von weiter Geltung heran[wuchs]“ (BESCH 1967, 362). Vgl. zu diesem Ausgleichsprozess auch GARBE 2000, 1766, sowie BESCH 2003, 2254.
- 5 Neben diesem Faktor der Weitenwirkung (dem „Geltungsareal“ einer Variante) werden noch die „Landschaftskombinatorik“, das „Strukturprinzip“, der „Geltungsgrad“ und auch die „Geltungshöhe“ (= „die Prestige-Einschätzung des Senders“) als Erklärungsprinzipien für die

wichtigste stabilisierende Faktoren für die Einheitssprache nennt BESCH zum einen „den raschen Übergang Norddeutschlands zum Hochdeutschen (speziell Lutherdeutschen/Meißnischen)“ (BESCH 1987, 42; vgl. auch SANDERS 1982, 154; SODMANN 2000), so wurde beispielsweise die Übersetzung der Bibel ins Niederdeutsche 1626 eingestellt. Nicht zuletzt dadurch wurde die in Norddeutschland verbreitete, unter Führung der Hansestadt Lübeck⁶ vereinheitlichte mittelniederdeutsche Schreibsprache mit der „Funktion einer übernationalen Handels- und Verkehrssprache“ (PETERS 2000a, 1419) – mitunter auch kurz „Hanse-Sprache“ genannt – „verdrängt“ wie SODMANN (2000) und BESCH (2003) sich ausdrücken.⁷ Die hochdeutsche Schriftsprache wurde im niederdeutschen Raum zwar als Fremdsprache betrachtet, wurde aber wegen des hohen Prestiges des meißnischen Deutsch übernommen (vgl. SANDERS 1982, 154–167; auch MATTHEIER 2000a, 1093). Zum anderen zählt BESCH als stabilisierenden Faktor für die Einheitssprache das Fortschreiten der überregionalen Sprachangleichung und die abschließende Bereinigung vor allem unter dem Einfluss ostmitteldeutscher Grammatiker auf. Zum Übergang der einheitlichen hochdeutschen Schriftsprache in den Bereich der mündlichen Kommunikation schreibt MATTHEIER:

In den Städten, und dort zuerst in den Bildungszentren bzw. den Zentren der Schriftlichkeit, hatte sich wahrscheinlich schon seit dem 16./17. Jh. eine gesprochene Form der im Entstehen begriffenen Standardschriftsprache herausgebildet. Diese, insbesondere auf der Lautebene noch deutlich vom jeweiligen Dialekt beeinflusste Vorform einer gesprochenen Standardvariante fand sich insbesondere in Predigten, als Vorlesesprache und als Sprachform mit fremddialektalen Personen. (MATTHEIER 2000b, 1955–1956)

Es wird davon ausgegangen, dass bis 1800 das Sprechen der Schriftsprache im gesamten Sprachraum zu finden war.⁸ SCHMIDT schlägt „vor, die neue Varietät als ‚landschaftliches Hochdeutsch‘ zu bezeichnen“ (SCHMIDT 2010b, 130), und betrachtet das Gesamtsystem Deutsch in dieser Phase der Sprachgeschichte als

Auswahl bestimmter Formen anstelle konkurrierender Varianten genannt (vgl. dazu zusammenfassend BESCH 2003, v. a. 2262–2268).

- 6 PETERS (2000a, 1414) spricht von einer Schreibsprache, die im Verlauf des 13. Jahrhunderts auf Grundlage der sogenannten „lübischen Ausgleichssprache“, einer „lübisch geprägte[n] mündliche[n] hansische[n] Handels- und Verkehrssprache“, entstanden ist. Vgl. auch BESCH 2003, 2253–2254.
- 7 Natürlich handelt es sich bei dieser Darstellung um eine grobe Verkürzung der komplexen Prozesse, die beim Übergang des niederdeutschen Sprachraums zur neuhochdeutschen Schriftsprache abgelaufen sind. Ausführliche Darstellungen finden sich beispielsweise in SANDERS 1982, PETERS 2000a und 2000b sowie SODMANN 2000.
- 8 Im Jahr 1754 weist bereits RICHEY in der Einleitung zu seinem Hamburger Idiotikon darauf hin, dass „[u]nser Mund=Art [...] ja von Tage zu Tage in Abnahme [geräth], indem das Hoch=Teutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch im gemeinen Umgange Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb=Hoch=Teutschen Worte sich schon vornehmer düncket“ (RICHEY 1754, XLIII-XLIV). Wie BELLMANN (1986, 14) darlegt, war „spätestens bis 1820 [...] ein Bewußtsein der zweidimensional bedingten sprachlichen Heterogenität bereits ausgebildet“, wobei BELLMANN mit den beiden Dimensionen die horizontale, areale und die vertikale zwischen Dialekt und Standardsprache meint.

„Zweivarietätensprache“, da den Sprechern auf der vertikalen Dimension prinzipiell zwei Varietäten zur Verfügung stehen. Wegen der von Region zu Region ganz unterschiedlichen bzw. im niederdeutschen Sprachraum fast gar nicht vorhandenen Verwandtschaft der hochdeutschen Schriftsprache und den traditionellen Kommunikationsmitteln, den Dialekten, dürfte das landschaftliche Hochdeutsch in den einzelnen Regionen des Sprachgebietes ganz unterschiedlich geformt gewesen sein. Im hochdeutschen Sprachraum haben die Sprecher die Schriftsprache auf Basis ihrer jeweiligen dialektalen Phoneminventare umgesetzt, also bestimmte Graphem-Phonem- bzw. -Allophon-Zuordnungen vorgenommen, wobei Graphemen, für die keine direkte Entsprechung im phonologischen System vorhanden war, das nächstähnliche, plausible Phonem zugeordnet wurde. Diese aus heutiger Sicht falschen Zuordnungen, die bei der Orientierung an der Schreibung zustande gekommen sind, also großräumig verbreitete Phänomene betreffen, traten vermutlich innerhalb der Grenzen der Dialektverbände in vergleichbarer Form auf, sodass „sich bald relativ stabile *Konventionen* herausbildeten [...] großlandschaftliche Oralisierungsnormen“ (SCHMIDT 2005c, 284). Diese haben bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts hinein jeweils als Prestigesprechlagen gegolten und wurden in Kirchen und Schulen als sprechsprachliche Norm vermittelt.

Im niederdeutschen Sprachraum hat sich die Aussprache der hochdeutschen Schriftsprache anders entwickelt, da sie wegen ihrer hochdeutschen Basis, d. h. der sprachlichen Umwälzungen, von denen seit dem 8. Jahrhundert ausschließlich hochdeutsche Dialekte betroffen waren, den Sprechern niederdeutscher Dialekte praktisch völlig fremd war und „quasi als Fremdsprache“ (KÖNIG 2004, 177; vgl. auch BACH 1970, 301; SANDERS 1982, 179) gelernt werden musste. Bei der Aussprache der hochdeutschen Schriftsprache war eine Zuordnung von Graphemen zu entsprechenden oder möglichst ähnlichen Phonemen/Allophonen oft nicht möglich, sodass man sich sehr stark an der Schreibung orientiert hat. Dieses Sprechen „nach der Schrift“ (MATTHEIER 2003, 237; vgl. auch BACH 1970, 301, LÖFFLER 2000) wurde in der Folgezeit als am besten geeignet für eine Normierung der Aussprache angesehen und diente als Basis für frühe Aussprachewörterbücher (z. B. VIETOR 1890a, SIEBS 1898).

In einer gemäßigten Form wurde die Aussprachenormierung nach THEODOR SIEBS von Rundfunksprechern seit den 30er-Jahren des 20. Jahrhunderts übernommen und war ab dieser Zeit für alle Sprachteilhaber als Orientierungsgröße für die überregionale Kommunikation zugänglich.⁹ Mit dieser (nationalen bundesdeutschen) Oralisierungsnorm wurde das vertikale Spektrum um eine dritte ge-

9 Bereits ENGEL (1954) weist auf die Bedeutung des Rundfunks „seit den 20er Jahren“ für die Verbreitung der „Einheitsrede“ hin (ENGEL 1954, 267). LAMELI (2004) kann dies im *real-time*-Vergleich von Aufzeichnungen Mainzer Stadtratssitzungen empirisch nachweisen: Die individuelle phonetische Annäherung an die Oralisierungsnorm der Standardsprache steht in einem auffälligen Zusammenhang mit den Geburtsjahren der Sprecher, und zwar in der Hinsicht, „dass die Sprecher mit durchschnittlich reduzierter Dialektalität die erste Generation darstellt, deren Primärsozialisation in den Zeitraum der flächendeckenden Etablierung des Rundfunks in Deutschland fällt“ (LAMELI 2004, 111), wobei betont wird, dass dies nicht die „alleinige Ursache“ der diachron fortschreitenden Standardannäherung ist.

sprochene Varietät erweitert. Dies führte zu einer Neubewertung der bis dahin vorhandenen regional unterschiedlichen großlandschaftlichen Oralisierungsnormen der hochdeutschen Schriftsprache als Sprechweisen eines mittleren, regionalsprachlichen Bereichs, für den sich der Terminus *Regiolekt* etabliert hat.

Die Varietätenverbände werden jetzt insgesamt als regional begrenzt wahrgenommen, sie sind zu *Regionalsprachen* geworden. Die ehemaligen Prestigevarietäten („landschaftliches Hochdeutsch“) dieser Regionalsprachen sind zu Substandardvarietäten geworden (Regiolekt, „Umgangssprache“). (SCHMIDT 2010b, 133–134)¹⁰

Beim Gesamtsprachsystem Deutsch handelt es sich nach SCHMIDT nunmehr um eine „Dreivarietätensprache“, die aus der Standardsprache und den modernen Regionalsprachen besteht. Diese Regionalsprachen gilt es nun als Varietätenverbände zu beschreiben, wobei ein besonderes Augenmerk auf die Grenzen zwischen den vertikal gestaffelten Varietäten (mindestens Dialekt und Regiolekt) zu legen ist.

2.2 ZUR BESCHREIBUNG REGIONALSPRACHLICHER SPEKTREN

Darüber, dass es erstens historisch zunächst nur regionale Sprachformen („lant-sprächen“) als Kommunikationsmittel des Deutschen gab, deren „Nachfahren“ zu Teilen heute noch als Dialekte erhalten sind, dass es zweitens eine hochdeutsche Standardsprache und schriftlich fixierte Normen für verschiedenste Bereiche dieses Standarddeutschen gibt und dass es drittens in der mündlichen Kommunikation (unter anderem) etwas dazwischen gibt, das sich aus dem Kontakt von Dialekten und der Standardsprache entwickelt hat, herrscht in der Variationslinguistik zum Deutschen weitgehend Einigkeit. Teilweise kontrovers wird dabei diskutiert, wie die „Bereiche“ der vertikalen Dimension (bzw. in verschiedenen Modellen der horizontalen Dimension¹¹) zu klassifizieren sind, nämlich als Varietäten oder als Sprechlagen/Sprachlagen eines Kontinuums, wie die Aussprache des Standarddeutschen zu behandeln ist und wie in Abgrenzung davon die standardnächsten, aber immer noch regional geprägten Sprechlagen einzuordnen sind: als größtmögliche Standardannäherung auf regionalsprachlicher Basis oder als Ergebnis von Destandardisierungsprozessen, also einer Entfernung von der Oralisierungsnorm der Standardsprache.

Hinsichtlich der Existenz einer Varietätengrenze im „unteren Bereich“, also zwischen den Dialekten und einer großregional verbreiteten Varietät mit deutlicher regionaler Prägung – wie auch immer man diese nennt, z. B. (regionale) Umgangssprache, (regionaler) Sub- oder Nonstandard, Regiolekt – besteht relative

10 Auf die grundsätzlich mögliche Umbewertung von Prestigesprechweisen durch die „Ausbildung und Durchsetzung neuer Prestigevorbilder“ weist auch MIHM (2008, 15) mit Verweis auf ELEMENTALER (2005) hin.

11 Eine horizontale Gegenüberstellung der Dialekte und der Standardsprache findet sich bei KÖNIG 2007 (vgl. auch unten, Abbildung 3–3), AUER 1990 und BASSLER / SPIEKERMANN 2001 (vgl. unten, Abbildung 2–1).

Einigkeit. Wo diese Grenzen liegen und wie sie ermittelt werden können, hängt nicht nur von der Region, sondern auch vom jeweiligen Varietätenbegriff ab. Ein zentraler Prozess, der für die Entstehung und die analytische Rekonstruktion einer solchen Grenze eine entscheidende Rolle spielt, ist der „Dialektabbau“ (BELLMANN 1983, 109). Wie weit dieser aber fortgeschritten sein muss, um von einer zusätzlichen, nicht-dialektalen Varietät sprechen zu können, kann allgemein nicht beantwortet werden. Häufig wird lediglich von fließenden Übergängen, der Ausbildung eines Kontinuums oder verschiedenen Schichten zwischen Dialekt (oder Grundmundart) und der Hochsprache (oder Standardsprache) gesprochen. In Studien, die das variative Sprachverhalten in verschiedenen Situationen betrachten, kann meist ein Teil der ausgewählten Variationsphänomene in Anlehnung an SCHIRMUNSKI als primäre Merkmale klassifiziert werden, dialektale Varianten also, die bereits im Dialekt instabil sind und bei der Annäherung an die Standardsprache als erste (vollständig) aufgegeben werden (vgl. SCHIRMUNSKI 1928/1929 und 1930). Solche primären Merkmale können als Indizien für die Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit einer Sprechweise zum Dialekt interpretiert werden. Wir werden sehen, dass es der Varietätenbegriff, den SCHMIDT / HERRGEN in ihrem Sprachdynamikansatz definieren, erlaubt, die betreffende Grenze empirisch exakt zu bestimmen (vgl. dazu unten, Kapitel 2.3).

Im „oberen Bereich“ der vertikalen regionalsprachlichen Spektren, also an der Grenze zwischen den Regiolekten und der Standardsprache, herrscht deutlich weniger Einigkeit. Umstritten ist dabei erstens, ob es überhaupt eine Varietäten-grenze gibt, und zweitens, falls es sie gibt, „wo“ sie liegt. Ein Beschreibungsansatz, an den sich andere (wenn auch teilweise nur unbewusst in zweiter oder dritter Linie) anlehnen, geht auf STEGER (1984) zurück und wird im Folgenden skizziert: STEGER unterscheidet „drei Varietätentypen“, nämlich

neben den Orts-/Gemeindemundarten als Kommunikationssystemen mit lokaler Geltung und der deutschen Standardsprache, einem Kommunikationssystem mit überregionaler Geltung im gesamten Sprachgebiet, ein[en] dritte[n] sprachliche[n] Varietätentypus, der kommunikativ eine regionale Reichweite besitzt [...: die] (regionale) Umgangssprache (STEGER 1984, 251, Hervorhebung im Original),

für die er als Terminusvariante *Regiolekt* vorschlägt. Die regionalen Umgangssprachen seien durch den Kontakt der Mundart sprechenden Bevölkerung mit dem Standarddeutschen entstanden. Träger der Umgangssprachen sei ein „Bevölkerungsausschnitt [...], der [...] im Vergleich zu den Sprechern der Gemeindemundarten größere kommunikative Mobilität im Umkreis seines eigenen räumlichen, sozialen und funktionalen Lebensmittelpunktes besitzt“ (STEGER 1984, 261, Hervorhebung im Original). Umgangssprache zeichne sich darüber hinaus durch eine „Normgrenze ‚nach oben‘“ (STEGER 1984, 262) aus, die „beim Übergang zur normierten Standardsprache“ (STEGER 1984, 265) angesetzt werde. Nun sei aber bei der Analyse „spontaner Rede“ ein „überregionaler Sprachtyp“ zu beobachten, „für den regionaler Einfluß auf der Lautseite die Regel ist und der in Morphologie, Syntax und Lexik regelmäßig dem überregionalen Standardtyp – mit den üblichen großlandschaftlichen Varianten – entspricht“ (STEGER 1984, 267). Diesen

Typ nennt STEGER „gesprochene Standardsprache“ und unterscheidet ihn von der „Standardhochsprache, die zusätzlich die normierte Hochlautung aufweist“ (STEGER 1984, 267, Hervorhebung im Original). Die Abgrenzung von Umgangssprachen, gesprochener Standardsprache und Standardhochsprache beruhe auf „einer sich einspielenden und sich immer mehr selbst regulierenden konventionalisierten Norm unter den Standardsprachesprechern“ (STEGER 1984, 267) sowie „auf einer in der Sozialisation erworbenen Intuition des kompetenten Sprechers“ (STEGER 1984, 268).

Zwei Aspekte an STEGERS Modell sind an dieser Stelle von besonderer Bedeutung: Zum einen unterscheidet er durch die Trennung von gesprochener Standardsprache und Standardhochsprache, statt der eingangs genannten drei Varietätentypen, vier vertikale Abschnitte, die er wechselnd als „Sprachvarietäten“, „Varietäten“ oder „Sprachtypen“ bezeichnet. Nicht nur ihr Status, sondern auch die jeweils konstituierenden Eigenschaften bleiben allerdings weitgehend unklar – bis auf das Leitmerkmal des überregionalen Kommunikationsradius der Sprechergruppe, nämlich die „Überregionalität von [ihren] kommunikativen Aufgaben und Zielen“ (STEGER 1984, 266). Zum anderen besteht der wesentliche Unterschied zwischen gesprochener Standardsprache und Standardhochsprache einerseits und Regiolekt und Dialekt andererseits in ihrer sprachlichen Basis. Diese bildet im Falle von Dialekt und Regiolekt die jeweilige lokale bzw. regional verbreitete Varietät, von der man sich im Regiolekt also wegbewegt, wohingegen Standardhochsprache und gesprochene Standardsprache auf dem „überregionalen Sprachtyp“ basieren. Dabei sei letztere auf der Ebene der Phonetik nach einer – wie genannt – „selbst regulierenden konventionalisierten Norm unter den Standardsprachesprechern [!]“ regional „beeinflusst“ (solches wird in späteren Ansätzen als Destandardisierung bezeichnet). Als fortschrittlich an STEGERS Ansatz ist hervorzuheben, dass er der Standardhochsprache nicht nur eine Existenz im sprachlichen Alltag bescheinigt, sondern sie sogar als „zwingend“ erforderlich für „wenige Situationen der institutionellen Kommunikation [...], des Theaters und des Films“ (STEGER 1984, 270) bezeichnet. Wenn es also tatsächlich Sprecher des Standardhochdeutschen gibt und diese qua stiller Übereinkunft eine darauf basierende Norm entwickeln, die bestimmte regionale phonetische Merkmale enthält (= gesprochene Standardsprache), würde es sich dabei um Destandardisierungsprozesse „in Reinform“ handeln. Der empirische Nachweis eines solchen Prozesses steht aber bisher noch aus. Unklar bleibt vor allem, ob es sich bei dem „überregionalen Sprachtyp“ *gesprochene Standardsprache* um einen Untertyp der (normierten) Standardsprache oder einen Untertyp des Regiolekts handelt oder ob es sich um einen eigenständigen Sprachtyp handelt, die Vertikale dann also eine Vierteilung aufweist. Ich werde am Ende dieses Kapitels auf diese Frage zurückkommen.

Während STEGER für den Bereich *Umgangssprache und Standardsprache* „das Vorhandensein von getrennten Normen für Mundarten, Umgangssprachen und gesprochene Standardsprache, denen die Normierung der Standardhochsprache gegenübertritt[, behauptet]“ (STEGER 1984, 269), gehen spätere Ansätze, die sich auf STEGER beziehen, zurück zu einer Dreiteilung der Vertikale.

Als oberer Abgrenzungspunkt [der Umgangssprachen; R. K.] ist die Orthoepie als idealisierte Standardaussprache ungeeignet, da dann wegen der im Dt. üblichen landschaftlich gefärbten Artikulation und Prosodie fast der gesamte Bereich der mündlichen Standardverwendung zur Umgangssprache gehören würde. Daher sind mit STEGER (1984) derartige regionale Aussprachevarianten zur gesprochenen Standardsprache zu rechnen, wobei als Bezugspunkt die von KÖNIG (1989) beschriebene Schicht der regional gefärbten Leseaussprache gewählt wird. (MIHM 2000, 2107)

STEGERS Standard*hochsprache* fällt hier (und in Ansätzen, die sich auf MIHM beziehen) also unter den Tisch und dadurch kommt der „regional gefärbten Leseaussprache“, also STEGERS gesprochener Standardsprache, der Status der standardnächsten Sprachform zu. Diese wird bei MIHM (2000) im Weiteren häufig schlicht als „Standard“ bezeichnet.

Inwieweit sich dieser *Standard*-Begriff mit dem deckt, den AUER in seiner Typologie von Dialekt-Standard-Konstellationen, bei der er sich für das Deutsche auf MIHM (2000) stützt, ansetzt, bleibt unklar. Auch nach AUER gibt es aber „die Orthoepie, die ‚deutsche Hochlautung‘ [...] nicht einmal als ideelles, sicher aber nicht als reales Objekt“ (AUER 1990, 2; vgl. auch AUER 1997, 158–159; KÖNIG 2000; BRINCKMANN [u. a.] 2008, 3185). Dennoch werden für das Deutsche ein „standard (spoken/written)“ und zusätzlich nationale Standards sowie – als Ergebnisse von Destandardisierungsprozessen – regionale Standards angesetzt: „the standard variety may also increasingly tolerate regional features, leading to regional standards with a dialectal substratum“ (AUER 2005, 25). Für eine – auch terminologisch möglichst klare – Strukturierung der Vertikale scheint es mir allerdings nicht angemessen, für das Produkt von *De*-Standardisierungsprozessen weiterhin den Terminus *Standard* zu verwenden. Dieser Gebrauch deckt sich auch nicht mehr vollständig mit AUERS eigener Definition von „standard“ (vgl. AUER 2005, 8).

Das nicht unproblematische Konzept regionaler Standards¹² als Resultate von Destandardisierungsprozessen¹³ wird in Adaptionen von AUERS Typologie und verwandten Ansätzen übernommen (alternative Termini sind: regionale Standardsprachen, regionale Standardvarietäten, regionale Gebrauchsstandards). Definitionen lauten beispielsweise folgendermaßen:

[Unter *regionalen Gebrauchsstandards*] sind geographisch definierte Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster zu verstehen, die im jeweiligen regionalen Kontext ein entsprechend hohes

12 Vgl. dazu auch die Ausführungen in SCHMIDT / HERRGEN 2011, 349–350.

13 AMMON (1995) dagegen betrachtet nach BESCH (1983) Formen des nichtkodifizierten Standards (= „Gebrauchsstandards“, vgl. AMMON 1995, 88) als Variation, die darauf zurückzuführen sei, dass „der Prozess der Standardisierung im Sinne der überregionalen Vereinheitlichung nicht zum Abschluss gebracht ist“ (AMMON 1995, 85). Das bedeutet zwar, dass als Richtung die Annäherung dialektaler und regionalsprachlicher Varietäten an die (kodifizierte) Standardsprache angegeben wird, auch hier wird regional geprägte Sprache aber als „regionaler Standard“ bezeichnet, der – wie auch der „kolloquiale Standard“ – „noch innerhalb des Standards liegt“ (AMMON 1995, 85). Es wird also ein sehr weit gefasster Standardbegriff vertreten, bzw. ein im Verlaufe der Ausführungen erweiterter Standardbegriff, denn zu Beginn wird Standardvarietät definiert als: „Eine Standardvarietät im vollen Sinn des Wortes, also abgesehen von Grenzfällen und Übergangsformen, ist ‚kodifiziert‘“ (AMMON 1995, 3).

Prestige tragen und die sowohl im informellen als auch im formellen Sprachgebrauch angemessen sind und akzeptiert werden. Sie weisen auf allen Sprachebenen spezifische regional-typische Formen auf und unterscheiden sich von Dialekten und Umgangssprachen einerseits und von der kodifizierten Schrift- und Standardsprache andererseits. (BEREND 2005, 143)

Standard language is defined primarily by user and by usage as the linguistic form which is used by educated people in formal as well as informal contexts. (BRINCKMANN [u. a.] 2008, 3185)¹⁴

[Regionale Standardsprache/-varietät ist] eine standardnahe Varietät, die in öffentlichen Situationen gebraucht wird und durch Reste regionalsprachlicher Merkmale gekennzeichnet ist. In einem Kontinuum regionaler Varietäten ist die regionale Standardsprache/Standardvarietät zwischen nationalen Standardvarietäten [...] und Regionalsprachen angesiedelt. (SPIEKERMANN 2008, 1)¹⁵

Da es sich bei SPIEKERMANN'S Definition um die in der neuesten Arbeit zu dem Gegenstandsbereich „Übergang zwischen Regiolekt und Standardsprache“ publizierte Gegenstandsbestimmung handelt und er zudem versucht, Kriterien für eine Abgrenzung zu formulieren, soll seine Konzeptualisierung ein wenig ausführlicher behandelt werden. Zunächst die ausführliche Definition von Standardsprache:

Zum einen handelt es sich bei der Standardsprache, wie ich sie verstehe, um eine Sprachform, die aufgrund der Bewertung ihrer Benutzer als Prestigeform angesehen werden kann. Sie ist in diesem Sinne eine ‚Hochsprache‘. Zum anderen ist die Standardsprache eine genormte und kodifizierte Varietät. Dies unterscheidet sie entscheidend von anderen Sprachformen des Deutschen, z. B. von Dialekten und Regionalsprachen. Zum dritten schließlich wird die Standardsprache durch ihren überregionalen Gebrauch und durch ihre Verwendung in öffentlichen Situationen charakterisiert. Alle drei Aspekte erlauben im Übrigen, unter dem Begriff ‚Standardsprache‘ sowohl geschriebene als auch gesprochensprachliche Varianten zu verstehen. Gleichzeitig wird jedoch impliziert, dass es sich bei der Standardsprache zwar um eine genormte und kodifizierte Sprachform handelt, dass diese aber dennoch zum einen in Bezug auf ihre Kodizes und zum anderen im alltäglichen Gebrauch nicht homogen ist und eine Vielzahl von Varianten aufweist. (SPIEKERMANN 2008, 27)¹⁶

Diese zuletzt genannten „Varianten“ der Standardsprache seien entweder nationale oder regionale *Standardvarietäten*, die sich unterschiedlich stark an der standardsprachlichen Norm orientierten („nationale [...] sehr stark, regionale in geringerem Maße“) und nationale oder regionale Markierungen enthalten könnten. Beide (!) ließen sich daher „als diatopische (regionale) Varietäten beschreiben“ (SPIEKERMANN 2008, 35; vgl. auch SPIEKERMANN 2010, 192). Die Verhältnisse

14 Mit Verweis auf Elemente der Definition für Standardsprache in BARBOUR (2005) wird also die „Umgangssprache der Bildungsschicht“ eingeschlossen und daher handele es sich „um einen Gebrauchsstandard oder eine Gebrauchsnorm“ (BARBOUR 2005, 325).

15 Ähnliche Definitionen finden sich in BASSLER / SPIEKERMANN 2001 und SPIEKERMANN 2005, 101.

16 Auch die von STEGER (1984) bereits genannte und mit empirischen Methoden belegbare, seit 1960 diachron stabile Realisierung der Oralisierungsnorm durch Nachrichtensprecher (vgl. LAMELI 2004 und KEHREIN 2009) wird nicht als hinreichendes Indiz für die Existenz einer Standardausprache anerkannt, da „in den letzten Jahren auch hier zunehmend eine Aufweichung der Norm festgestellt werden“ könne (SPIEKERMANN 2008, 16).

im „standardnahe[n] Bereich des sprachlichen Kontinuums“ – eine nähere Charakterisierung oder Definition von standardferneren „Regionalsprachen“ und Dialekten nimmt SPIEKERMANN wegen der Ausrichtung seiner Untersuchung nicht vor – werden mit dem „Fahnenmodell“ von BASSLER / SPIEKERMANN (2001) folgendermaßen dargestellt:

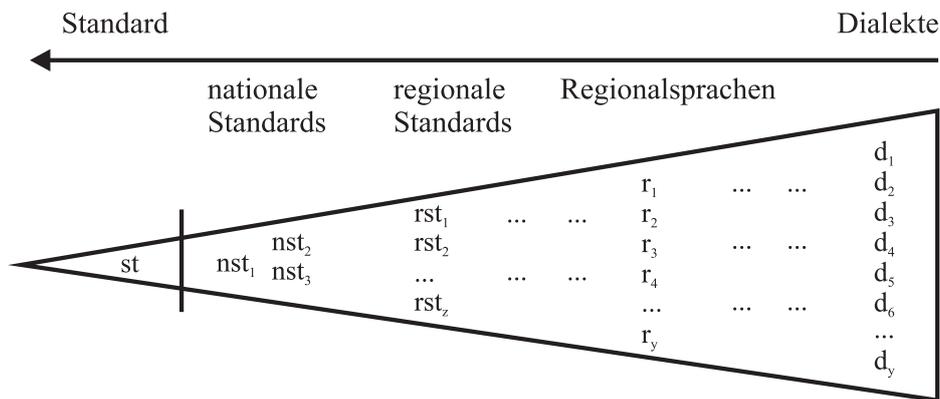


Abb. 2-1: Modell regionaler Varietäten (nach BASSLER / SPIEKERMANN 2001)

Mit „st“ ist links in der Grafik die standardsprachliche Norm (Terminusvarianten in SPIEKERMANNs Text sind „Prestigeform“, „Hochsprache“, „genormte und kodifizierte Varietät“, „Orientierungsgröße nationaler und regionaler Standardvarietäten“) gemeint, die es in der sprachlichen Realität aber nicht gebe. Daran schließen sich die nationalen Standardvarietäten an. Die Verhältnisse zwischen kodifizierter Norm und nationaler Standardvarietät einerseits und von nationaler und regionaler Standardvarietät andererseits, die ja beide als „diatopische (regionale) Varietäten“ bezeichnet werden, sind dabei nicht ganz klar. Folgende Fragen stellen sich:

- Gibt es – anders als für die kodifizierte Norm – Sprecher nationaler Standardvarietäten?
- Und wenn es diese gibt: Durch welche sprachlichen Merkmale ist ihre Sprechweise in Deutschland gekennzeichnet?
- Wodurch unterscheiden sich die nationalen und die regionalen Standardvarietäten genau? Die Angabe, dass die „kommunikative Reichweite“ regionaler Standardvarietäten „nahezu der nationaler Standards“ entspreche (SPIEKERMANN 2008, 40), legt nahe, dass es innerhalb des durch einen nationalen Standard abgedeckten Gebiets Regionen gibt, in denen regionale Standards anderer Regionen (desselben nationalen Standards) nicht verstanden werden. Wie weit sind dann aber regionale *Standardvarietäten* vom kodifizierten Standard entfernt? Nehmen wir als Beispiel EDMUND STOIBER, der sich als ehemaliger Kanzlerkandidat einer Sprechweise bedienen musste, die überall in Deutschland (wahrscheinlich sogar im gesamten deutschsprachigen Raum)

verstanden werden sollte. Vermutlich ist ihm dies gelungen. Gleiches trifft aber sicherlich auch auf HELMUT KOHL, KURT BECK, FRANZ MÜNTEFERING, GREGOR GYSI oder GÜNTHER ÖTTINGER zu. Nach dem Kriterium der kommunikativen Reichweite wären alle diese Politiker somit Sprecher der nationalen Standardvarietät für Deutschland. Allerdings verwenden alle genannten Sprecher Sprechweisen, die klar regional differenzierbar und zuzuordnen sind, was eher für das Vorliegen regionaler Standardvarietäten spricht. Wie viele und welche Regionalismen müssen also in einer Sprechweise enthalten sein, um sie einer regionalen Standardvarietät zuordnen zu können und nicht den „Regionalsprachen“ oder der nationalen Standardvarietät? Anders formuliert: An welchem Punkt fangen die nationalen Standardvarietäten an, regionale Standardvarietäten zu werden?¹⁷

- Wer wäre dann aber ein Sprecher der nationalen Standardvarietät Deutschlands? Oder gibt es diese in der sprachlichen Realität auch nicht? Und falls es sie gibt, worin unterscheidet sich ihre Sprechweise von der kodifizierten „Standardsprache“?
- Wenn regionale Standardvarietäten durch die Orientierung an der kodifizierten Norm entstehen (= Standardisierung) bzw. die kodifizierte Norm die Basis der regionalen Standardvarietäten bildet (= Destandardisierung), heißt das, dass jeder die kodifizierte Norm kennt (und sie produzieren könnte)? Woher kennen Sprecher aber diese Norm, wenn sie doch in der sprachlichen Realität nicht vorkommt?

SPIEKERMANNNS Ausführungen münden in einem bzw. mehreren Modellen regionaler Standardvarietäten, in denen jeweils die „Varietät bzw. Sprechweise“ *Standardsprache* durch die „Varietäten bzw. Sprechweisen“ *Allegrosprache* und *Regionalsprache/Dialekt* in unterschiedlichem Maße beeinflusst wird. Unterschieden werden die drei genannten „Varietäten bzw. Sprechweisen“ durch die Kriterien *Sprechsituation* (*formell/halbformell* für die Standardsprache und *informell* für Allegrosprache und Regionalsprache/Dialekt) und *Sprechweise* (*allegro* für die Allegrosprache und *lento* für die Standardsprache; für Regionalsprache/Dialekt gebe es sowohl allegro- als auch lento-Sprechweisen, daher seien „Unterschiede in der Sprechweise [...] auf dialektaler/regionalsprachlicher Ebene nicht konstitutiv“ (alle Zitate SPIEKERMANN 2008, 49–50)). Wendet man SPIEKERMANNNS Kriterien und Terminologie konsequent an, lassen sich folgende Unterscheidungen hinsichtlich der Kernelemente seiner Modelle treffen:

- Die „Varietät bzw. Sprechweise“ *Allegrosprache* sei „per definitionem“ die „Allegro-Variante“ der „Varietät bzw. Sprechweise“ *Standardsprache* und unterscheidet sich von ihr durch das Kriterium der Sprechweise „allegro“ und das Kriterium der Sprechsituation „informell“.

17 Man könnte sogar noch weiter gehen: Wäre EDMUND STOIBER nicht eine bekannte Person des öffentlichen Lebens, könnte es sogar Menschen geben, die ihn für einen Sprecher aus Österreich und somit möglicherweise der österreichischen nationalen Standardvarietät halten.

- Die „Varietät bzw. Sprechweise“ *Regionalsprache/Dialekt* unterscheide sich von der „Varietät bzw. Sprechweise“ *Standardsprache* durch das Kriterium der Sprechsituation „informell“ und sei hinsichtlich des Kriteriums der Sprechweise indifferent, da es in der „Varietät bzw. Sprechweise“ *Regionalsprache/Dialekt* allegro- und lento-Sprechweisen gebe.
- Die „Varietät bzw. Sprechweise“ *Standardsprache* werde nun zur *regionalen Standardvarietät/Standardsprache*, indem Einflüsse der „Varietäten bzw. Sprechweisen“ *Allegrosprache* und/oder *Regionalsprache/Dialekt* auf sie einwirkten.

Eine regionale Standardsprache/-varietät liegt demnach also beispielsweise dann vor, wenn ein Sprecher in einer formellen Sprechsituation schnell spricht, also Allegroformen produziert, oder wenn seine Sprechweise regionale Merkmale enthält. Beide Merkmalsarten werden nämlich per definitionem informellen Sprechsituationen zugeordnet, die wiederum Standardsprache als „Varietät bzw. Sprechweise“ ausschließen. Es ergeben sich meines Erachtens folgende Fragen: Ist Allegrosprache nun eine Sprechweise, eine Varietät oder eine Variante der Varietät *Standardsprache*? Warum wird aus der Standardsprache durch schnelles Sprechen eine „regionale Standardsprache“, obwohl Allegroformen als „nicht-regionale“ Merkmale definiert werden (vgl. SPIEKERMANN 2008, 49)? Macht die Verwendung von Dialekt/Regionalsprache oder von Allegroformen eine Situation zu einer informellen Situation oder wird angenommen bzw. festgelegt, dass Dialekt/Regionalsprache oder Allegroformen nur in informellen Situationen verwendet werden? Was aber sind dann formelle und was sind informelle Situationen? Das größte Problem des referierten Ansatzes besteht aber darin, dass nicht klar ist, welcher Varietätenbegriff zugrunde gelegt wird. Einerseits wird *Varietät* durch die Verwendung eines Schrägstrichs „/“ mit *Sprache* gleichgesetzt, andererseits ist regelmäßig von „Varietät bzw. Sprechweise“ zu lesen.¹⁸

Die skizzierten Probleme lassen sich meines Erachtens lösen, indem man die fraglichen Gegenstände aus den jeweils passenden Blickwinkeln betrachtet und sie begrifflich-terminologisch differenziert. Eine solche Differenzierung ist im Prinzip in allen präsentierten Ansätzen angelegt, sie wird aber nicht konsequent durchgeführt. Der fragliche Gegenstand bei STEGER (1984) war die „gesprochene Standardsprache“, welche STEGER als Sprachtyp fasst und sie somit neben die „Standardhochsprache“, die „regionale Umgangssprache“ und die „Orts-/Gemeindemundarten“ stellt. Dadurch wird die sprachhistorisch plausible und empirisch belegbare Aufteilung der Vertikale in drei Varietäten durcheinander gebracht und ein theoretisches Dilemma geschaffen. Dieses besteht darin, dass es sich bei der Sprechweise, die STEGER als „gesprochene Standardsprache“ bezeichnet und die in den anderen Ansätzen „regionale Gebrauchsstandards“, „regionale Standards“ oder „(regionale) Gebrauchsnormen“ genannt wird, um eine Sprechweise handelt,

18 Eine Diskussion dieser Aspekte findet sich auch in SCHMIDT / HERRGEN 2011, 348–352. Eine ausführliche Besprechung von SPIEKERMANN'S Arbeit hat KLEINER 2012 vorgelegt.

die (gebildete) Sprecher in Situationen verwenden, in denen aus ihrer Sicht die Orientierung an der Standardsprache erforderlich ist.¹⁹ Typische Beispiele für diese Art der Sprachverwendung sind die Sprechweisen von Bundespolitikern wie den oben genannten in den Medien. Es handelt sich also um formelle Situationen und/oder um Situationen überregionaler Kommunikation. Nicht wenige linguistische Laien (v. a. der älteren Generation) würden diese Sprechweisen als „Hochdeutsch“ bezeichnen. Linguistische Analysen entsprechender Sprachproben dieser Politiker werden allerdings sicher eine ganze Reihe von nichtstandardsprachlichen Merkmalen zutage fördern, die auf die regionale Herkunft der Sprecher hinweisen. Das Dilemma besteht nun genau darin, diese beiden Sichtweisen in Deckung zu bringen. Zur Überwindung dieses Problems sind bisher drei Wege beschrrieben worden:

1. Da empirisch belegbar ist, dass Sprechweisen, bei denen sich Sprecher an der Standardsprache orientieren, häufig regionalsprachliche Merkmale enthalten, bleibt dem Wissenschaftler nichts anderes übrig, als alle diese Sprechweisen des Alltags dem Nonstandard zuzuordnen und die Existenz der gesprochenen Standardsprache abzulehnen, obwohl diese natürlich ebenfalls empirisch nachweisbar ist (vgl. etwa STEGERS „Standardhochsprache“): Alles Sprechen wäre demnach regionalsprachliches Sprechen. Da die Sprecher aber in den betreffenden Situationen ihre Sprachverwendung an der Standardsprache ausrichten – weshalb Laien diese Sprechweisen auch als „Hochdeutsch“ bezeichnen –, folgt in diesen Ansätzen als theoretischer (Kurz-)Schluss die Ansetzung regionaler (und nationaler) Standards, die aber nicht zur Standardsprache gehören. Dass eine solche Mehrfachverwendung des Terminus *Standard* in ein neues Dilemma führt, das in der Regel durch (noch mehr) terminologische Unschärfe verdeckt wird oder das sich begrifflich-terminologisch gar nicht mehr lösen lässt, wurde gerade ausführlich dargestellt.
2. Man fasst den Begriff *Standard* so weit, dass auch regional geprägte Sprechweisen eingeschlossen werden, wie AMMON 1995 dies tut (vgl. AMMON 1995, 85, und oben, Fußnote 13). Dieser Weg löst das Dilemma aber keineswegs, sondern verschiebt es lediglich, denn nach welchen Kriterien lassen sich dann „regionale Standards“ von Nonstandard-Varietäten abgrenzen?
3. Man behandelt die beobachtbaren Alltagssprechweisen konsequent als das, was sie sind: eine von Sprechern bewusst verwendete und wegen der individuellen Interpretation der Kommunikationssituation an der Standardsprache orientierte Sprechweise. Das bedeutet, es handelt sich dabei zunächst um ein individuell-subjektives Konzept,²⁰ das Sprecher häufig als „Hochdeutsch-“

19 Auch STEGER (1984) charakterisiert ja seine „Sprachtypen“ mitunter durch spezifische „Sprecherprofile“.

20 Vgl. auch die zuletzt von PURSCHKE (2011, 25–35) vorgelegte, die linguistisch-objektive und die individuell-subjektive Ebene differenzierende Bestimmung von *Standardsprache*. Dort werden insbesondere auch die individuell-subjektiv relevanten Eigenschaften ausführlich beschrieben.

oder „Schriftdeutsch-Sprechen“ bezeichnen. Diese Sprechweisen unterscheiden sich hinsichtlich ihrer Dialektalität und der enthaltenen regionalsprachlichen Merkmale (= objektsprachliche Perspektive) von Region zu Region und sie können – wiederum individuell-subjektiv oder auch kollektiv-intersubjektiv – als regionale Prestigesprechweisen anerkannt sein und somit regionale (!) Oralisierungsnormen bilden.²¹ Bei diesem Lösungsweg entspricht der Prestigesprechweise als kollektiv-intersubjektivem Konzept das, was in den referierten Ansätzen „regionaler Gebrauchsstandard“ usw. genannt wird. Der Terminus(bestandteil) „Standard“ ist für solche subjektiven Konzepte allerdings zu vermeiden, da dieser zur Bezeichnung eines Gegenstands im objektsprachlichen Bereich benötigt wird, nämlich zur Bezeichnung einer sprachlichen Varietät: der Standardvarietät, die neben Regiolekt und Dialekt angesetzt wird. Diese drei Varietäten (die ja auch STEGER ansetzt) lassen sich nach linguistischen Kriterien bestimmen und voneinander abgrenzen, während die Zuordnung der betreffenden, an der Standardsprache orientierten Sprechweisen, also des Gegenstands aus der subjektiven Perspektive, für den ich als Grundterminus *Hochdeutsch* verwenden werde, zu einer der objektsprachlichen Varietäten jeweils separat zu ermitteln ist. Eine solche konsequente Differenzierung der Beschreibungsebenen hat bereits LAMELI (2006) vorgeschlagen. Er unterscheidet die Varietät Standardsprache, deren „Normierung und Kodifizierung [...] auf weitgehende Homogenität und Überregionalität ausgerichtet [ist]“ (LAMELI 2006, 62) von dem beobachtbaren gesprochenen Hochdeutsch,²² das „einer pragmatischen Orientierung [unterliegt] und [...] sich wesentlich auf die individuell verschiedene Umsetzung bzw. die funktionellen Abhängigkeiten und Anbindungen der Standardsprache im Sinne einer formellen Sprechweise [bezieht]“ (LAMELI 2006, 62).

Auf Grundlage einer solchen terminologisch-begrifflichen Differenzierung ist es nun möglich, abschließend die einzelnen in diesem Kapitel präsentierten Positionen aufeinander zu beziehen.

Zur objektsprachlichen Ebene

Nach linguistischen Kriterien lässt sich die Struktur der Vertikale in drei Varietäten einteilen: Standardsprache, Regiolekt und Dialekt. Die Grenzen zwischen den Varietäten können jeweils mit variationslinguistischen Methoden empirisch exakt bestimmt werden, und zwar durch perceptionslinguistische Experimente und durch die Beobachtung von Hyperformen. Darüber hinaus können innerhalb der Varietäten durch die Ermittlung von Verdichtungsbereichen bei der Verwendung

21 Vgl. dazu auch das in der Sprachdynamiktheorie beschriebene Konzept „landschaftliches Hochdeutsch“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65–67).

22 Der von LAMELI verwendete Terminus für diese Umsetzung der Standardsprache, „Standardsprechsprache“ (zur Definition vgl. LAMELI 2006, 62–63), ist zwar sachlich angemessen, birgt aber wegen des Bestandteils „Standard“ die Gefahr erneuter Verwirrung und wird daher hier nicht übernommen. Bereits BELLMANN (1983) sowie auch STEINER (1994) verwenden diesen Terminus, vgl. unten, Kapitel 3.1.

regionalsprachlicher Varianten²³ gegebenenfalls vorhandene Sprechlagen abgeleitet werden (die methodischen Aspekte werden im Verlauf des Textes noch weiter ausgeführt werden). Die Ergebnisse vorliegender Studien zeigen, dass sich im Dialekt häufig die Sprechlagen Basisdialekt und Regionaldialekt unterscheiden lassen, für den Regiolekt in der moselfränkischen Kleinregion um Wittlich hat LENZ (2003) drei Sprechlagen nachweisen können. Innerhalb der Standardvarietät lassen sich mit LAMELI (2004) die Sprechlage *Standard geschulter Sprecher* und die Sprechlage *Kolloquialstandard* unterscheiden.

Hinsichtlich der Sprechlage *Standard geschulter Sprecher* und ihrem Verhältnis zu der in Wörterbüchern kodifizierten Aussprachenorm muss Folgendes hervorgehoben werden: Niemand in Deutschland, nicht einmal ein geschulter Sprecher, artikuliert die kodifizierte deutschländische Oralisierungsnorm so, wie sie in Aussprachewörterbüchern für Einzelwörter (!) abgedruckt ist. Das bedeutet, dass niemand die Orthoepien einzelner Wörter aneinanderreihet, sondern es finden immer realisationsphonetische und koartikulatorische Prozesse statt, die der Artikulationsökonomie, der unterschiedlichen Beweglichkeit und damit Geschwindigkeit der einzelnen Artikulationsorgane, dem vielerlei Einflüssen unterliegenden bewusst produzierten Sprechtempo usw. geschuldet sind. Der folgende Vergleich der Realisierung von Wenkersatz 1 durch einen geschulten Sprecher mit der orthoepischen Wiedergabe der einzelnen Wörter nach dem Duden-Aussprachewörterbuch verdeutlicht dies.

Orthografie	Im Winter fliegen die trockenen Blätter durch die Luft herum
Orthoepie	[ɪm] [vɪntɐ] [fli:ɡn̩] [di:] [trɔkənən] [blɛtɐ] [dʊrç] [di:] [lʊft] [herʊm]
JAN HOFER	ɪmvɪntɐfli:ɡ ^{n̩} dɪˈtʁɔkənɛnblet ^h ədʊɪçtɪlʊft ^h ɛrʊm

Dennoch ist aus dieser Beobachtung nicht der oben zitierte Schluss zu ziehen, die Orthoepie habe keine Entsprechung in der Sprachwirklichkeit. Das Gegenteil ist der Fall, denn die Aussprachewörterbücher stellen seit dem Wörterbuch der deutschen Aussprache (WdA) von 1964 und dem Duden Aussprachewörterbuch in der zweiten Auflage von 1974 (vgl. Duden Aussprachewörterbuch 2005, 34) eine wortweise Kodifizierung der Aussprache dar (= nationale Oralisierungsnorm; vgl. SCHMIDT 2005c), die auf Grundlage der Sprachverwendung durch Berufssprecher sowie im Falle des neusten Deutschen Aussprachewörterbuchs auf Grundlage empirischer Untersuchungen zur Akzeptanz von Sprechweisen (vgl. KRECH [u. a.] 2009, 15–17) vorgenommen wurde.²⁴

23 Das Konzept der Definition von Varietäten als „Verdichtungspunkte in einem Kontinuum“, nämlich als Kombinationen sprachlicher Merkmale, die in bestimmten Gebrauchssituationen auftreten, geht zurück auf BERRUTO (1987, 265).

24 Gleiches gilt auch für das Österreichische Aussprachewörterbuch, in dem die sogenannte „Medienpräsentationsnorm“ abgebildet wird (vgl. MUHR 2007, 29).

Zur subjektiven Ebene

Der linguistischen Struktur der Vertikale lassen sich nun beobachtbare Sprechweisen des Alltags (oder einer Erhebungssituation) zuordnen. Eine spezielle Sprechweise bildet dabei die oben beschriebene, die ich als „Sprachverwendung, die situationsbedingt an der Standardsprache orientiert ist“ charakterisiert habe und für die als Grundterminus *Hochdeutsch* vorgeschlagen wurde. Diese Sprechweise ist in vielerlei Hinsicht variabel: zunächst einmal zwischen verschiedenen Regionen des Sprachgebiets, zweitens zwischen verschiedenen Sprechern einer Region und drittens wahrscheinlich sogar – wenn auch weniger stark – zwischen verschiedenen Situationen, in denen eine einzelne Person beobachtet wird. LENZ (2003) zeigt beispielsweise für Wittlich, dass die Sprecher unterhalb eines „Hochdeutsch der Norddeutschen“ (auch als „Richtiges Hochdeutsch“ bezeichnet) davon abweichende, regional gefärbte Formen von *Hochdeutsch* unterscheiden. Die folgende Staffellung lässt sich ableiten: *besseres Hochdeutsch* > (*Hochdeutsch*) > *normales Hochdeutsch* > *Umgangssprache*. Allen diesen von den Wittlicher Informanten genannten Sprechweisen entsprechen auf objektsprachlicher Seite Sprechlagen des Regiolektivs. Innerhalb dieser regionalsprachlichen Varietät kann also für Sprechweisen, bei denen sich Sprecher an der Standardsprache orientieren, individuell-subjektiv offenbar grundsätzlich ein *bestes Hochdeutsch der Region* von einem *normalen Hochdeutsch der Region* unterschieden werden. Das *beste Hochdeutsch der Region* entspricht somit dem, was in den präsentierten Ansätzen als „gesprochene Standardsprache“ (STEGE 1984), „regionale/r (Gebrauchs)Standard/Norm“ (AMMON 1995, BARBOUR 2005, BEREND 2005, BRINCKMANN [u. a.] 2008, SPIEKERMANN 2008) bzw. „regional standard“ (AUER 2005), „Standardsprechsprache“ (STEINER 1994, LAMELI 2006) oder „landschaftliches Hochdeutsch“ (SCHMIDT 2010b) bezeichnet wurde. Solche Sprechweisen haben (früher) ein hohes Prestige besessen und Dialektsprechern als Orientierungsgröße (SCHMIDT 2005c spricht von „regionaler Oralisierungsnorm“) gedient.²⁵

Hinsichtlich der Sprechweise, die linguistische Laien als allgemein bestes, reines oder richtiges Hochdeutsch bezeichnen (dabei wird stereotyp häufig auf Hannover oder Norddeutschland verwiesen), zeigen vorliegende Studien, dass die jeweiligen Informanten über eine weitgehend übereinstimmende Vorstellung von dieser Sprechweise verfügen (vgl. JOCHMANN 2000, LAMELI 2004, KEHREIN 2009 und unten, Kapitel 8). Wie LAMELI (2004) zeigen konnte, ist für diese Sprechweise eine Zuordnung zu Sprechlagen der Standardvarietät auf der objektiv-linguistischen Ebene möglich: Es handelt sich um die Sprechlagen *Standard geschulter Sprecher* und *Kolloquialstandard*. Sprachproben, die als fast reines Hochdeutsch wahrgenommen werden und dem Kolloquialstandard zugeordnet werden können, enthalten in der Regel mehr standardabweichende Merkmale als die Sprechweise

25 Normcharakter und Prestige von „landschaftlichem Hochdeutsch“ wird nach SCHMIDT (2005c) allerdings mit Aufkommen und Verbreitung von nationalen Oralisierungsnormen, dem „Standard geschulter Sprecher“, nicht nur in der Sprachwissenschaft, sondern auch bei den Sprachteilhabern kritisch hinterfragt („Ab- und Umbewertung“). Dies äußert sich beispielsweise in Baden-Württembergs Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“

geschulter Sprecher. Die betreffenden Varianten lassen sich somit als nicht salient – also durch naive Hörer nicht erkennbar oder aber toleriert – interpretieren. Solche Interpretationen können schließlich durch Untersuchungen zur Salienz von Einzelmerkmalen überprüft werden (vgl. HERRGEN / SCHMIDT 1985, KIESEWALTER 2009 und 2011). Damit ist ein klares und intersubjektiv kontrollierbares Kriterium zur Bestimmung der Varietätengrenze zwischen Standardsprache und Regiolekt gefunden, das die konstitutive Eigenschaft der Definition von Standardsprache und ihrer Oralisierungsnorm (vgl. unten, Kapitel 2.3) bildet: die kommunikative Salienz. In Abbildung 2–2 werden die vorgeschlagenen terminologisch-begrifflichen Differenzierungen noch einmal grafisch dargestellt und zusammengefasst.

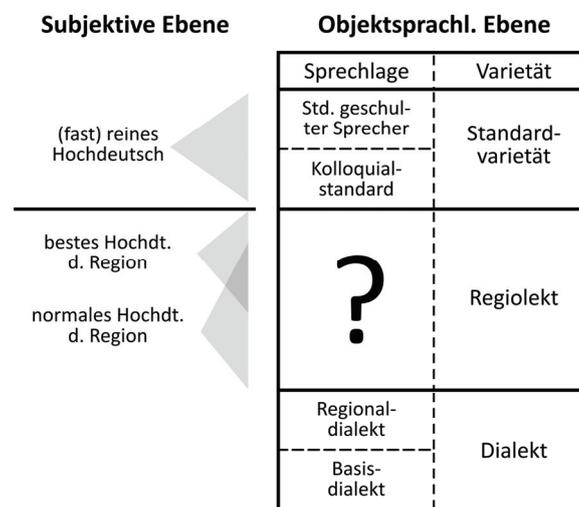


Abb. 2–2: Begrifflich-terminologische Differenzierung des „oberen“ Bereichs der Vertikale nach subjektiver und objektsprachlicher Ebene

2.3 ZUR DEFINITION DES GEGENSTANDS IN DER SPRACHDYNAMIKTHEORIE

Eine Möglichkeit, den Gegenstand und die ihn konstituierenden Elemente begrifflich exakt zu fassen, bietet die von SCHMIDT und HERRGEN gerade vorgelegte Sprachdynamiktheorie, deren Ansatz und Beschreibungsinstrumentarium in der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegt wird.²⁶ Ausgangspunkt der Sprachdynamiktheorie ist die Tatsache, dass jede natürliche Sprache, da sie nur durch ihre Benutzer existiert, in der räumlichen und der zeitlichen Dimension immer he-

26 Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung stützen Teilbereiche der Sprachdynamiktheorie in idealer Weise. Daher wurden Teilergebnisse bereits summarisch in einzelnen Beiträgen von JÜRGEN ERICH SCHMIDT präsentiert (vgl. etwa SCHMIDT / HERRGEN 2011, 381–392 oder SCHMIDT 2012).

terogen, variabel, dynamisch ist. „Sprachvariation und Sprachwandel sind für den Gegenstand Sprache konstitutiv“ (SCHMIDT 2005a, 16). Es finden sich – was theoretisch möglich wäre – keine zwei Individuen mit exakt derselben sprachlichen Kompetenz. Dennoch wurden und werden in der Sprachwissenschaft immer Systeme und Teilsysteme als synchrone homogene Sprachzustände beschrieben. Solche Homogenität wird aber – je nach Interessenlage – immer nur durch Wissenschaftler „methodisch hergestellt“ (SCHMIDT 2005a, 16), beispielsweise durch die Ableitung/Abstraktion des Sprachsystems (*langue* als dem Konventionellen, Homogenen, Fertigen) aus der tatsächlich verwendeten Sprache (*parole* als dem Individuellen, Heterogenen, Willkürlichen)²⁷ oder durch die Reduktion auf die Kompetenz eines idealen Sprecher-Hörers.²⁸ Abweichungen vom System bzw. von der Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers, also auch Sprachvariation, werden als Phänomene der *parole* bzw. der *Performanz* aus der synchronen Beschreibung ausgeschlossen. Die Theorie der Sprachdynamik versucht nun, der sprachkonstitutiven Eigenschaft der Variabilität (= Sprachvariation und Sprachwandel) gerecht zu werden, indem sie diese ins Zentrum ihres Interesses stellt, und versteht sich daher als „Wissenschaft von den Einflüssen auf die sich ständig wandelnde komplexe Sprache und von den sich daraus ergebenden Veränderungsprozessen“ (SCHMIDT 2005a, 17). „Sprachsysteme“ als temporär stabile Komplexe von Einheiten, die bei der Kommunikation ausgewählt und kombiniert werden, existieren zunächst einmal nur individuell, d. h. als die jeweilige Kompetenz eines jeden Sprachteilhabers (nicht als Kompetenz eines idealen Sprecher-Hörers). Damit Kommunikation möglich ist, muss das Sprachwissen einzelner Individuen teilweise deckungsgleich mit der Kompetenz anderer Sprachteilhaber sein. Kompetenzdifferenzen zwischen Sprechern und Sprechergruppen, die in der kommunikativen Interaktion zutage treten, werden als „zentrale Ursache sprachdynamischer Prozesse“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 20) angesehen: Ein Sprecher formuliert, das zentrale Kooperationsprinzip²⁹ vorausgesetzt, eine Äußerung unter Berücksichtigung der Verstehensmöglichkeiten und Kommunikationserwartungen des Kommunikationspartners möglichst optimal.³⁰ Die Art der Rückkopplung durch den Partner, der die Äußerung beim Versuch, sie zu verstehen, mit seiner Kompetenz abgleicht, steuert die Art des sprachdynamischen Prozesses, der ausgelöst wird. Signalisiert der Partner vollständiges Verstehen, bewirkt dies die „**Stabilisierung** der angewendeten Sprachproduktionsstrategie“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 26; Fettdruck im Original). Die Rückmeldung von Nicht-Verstehen oder lediglich partiellem Verstehen löst dagegen eine Modifikation und damit eine Angleichung der Sprachproduktionsstrategie an die Kompetenz des Partners aus. Diese Angleichung kann ad hoc verlaufen und einmalig bleiben oder sie kann

27 Vgl. SAUSSURE 1967, 9–24.

28 Vgl. CHOMSKY 1978, 13.

29 Vgl. zu diesem grundlegenden Prinzip sprachlicher Interaktion GRICE 1975.

30 Eine solche Umsetzung des Kooperationsprinzips stellt als „recipient design“ (= die Gestaltung einer Äußerung in Abhängigkeit vom Wissen und den Erwartungen des Kommunikationspartners) in Anlehnung an GARFINKEL (1969) auch in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse ein grundlegendes Prinzip dar.

zu einer anhaltenden Modifizierung der individuellen Kompetenz führen. Die verschiedenen Prozesse der Stabilisierung und Modifizierung werden mit dem Begriff der *Synchronisierung* beschrieben. Dieser Begriff ist definiert als „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 28–29). Die Synchronisierung wird abhängig von der Ausrichtung und von der Wirkung auf die individuelle sprachliche Kompetenz differenziert in Mikro-, Meso- und Makrosynchronisierung. *Mikrosynchronisierungen* sind auf einzelne Akte kommunikativer Interaktion bezogen und werden definiert als „eine punktuelle, in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung und zugleich Stabilisierung des individuellen sprachlichen Wissens“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29).

[Wenn nun] Individuen über einen längeren Zeitabschnitt an Situationen teilhaben, die für jeden der Beteiligten einen hohen Stellenwert haben (z. B. Grundschulklasse, Peergroup bei Jugendlichen, Arbeitsgruppe im Berufsleben), so führt dies zu einer Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten [...] die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationspezifischem sprachlichem Wissen führt. (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 31)

Dieser Prozess wird als *Mesosynchronisierung* bezeichnet.³¹ Unter *Makrosynchronisierungen* werden schließlich Synchronisierungsakte verstanden, „mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 32). Im Gesamtsprachsystem Deutsch gelten als Norm die neuhochdeutsche Schriftsprache und die jeweiligen nationalen Oralisierungsnormen. Anders als Mikro- und Mesosynchronisierungen verlaufen Makrosynchronisierungen unabhängig von persönlichem Kontakt zwischen bestimmten Sprechern und Sprechergruppen. Von großer Bedeutung sei bei diesem Prozess der Erwerb der Schriftsprache in der Schule (dies werde ich in der vorliegenden Untersuchung empirisch stützen). Nicht zuletzt die institutionelle Vermittlung der standardsprachlichen Normen und die Bewertung des Lernerfolgs in der Schule tragen dazu bei, dass die Dynamik dieser Normen, die keineswegs als

31 Die Relevanz von kommunikativen Netzwerken für die Ausbildung bestimmter Wertesysteme und (kommunikativer) Verhaltensweisen wird auch in internationalen sozialwissenschaftlichen und soziolinguistischen Ansätzen beschrieben. Die entsprechenden Gruppen heißen dort „social networks“ (vgl. MILROY 1980), „community of practice“ (vgl. etwa LAVE / WENGER 1991, 69; ECKERT / MCCONNELL-GINET 1992, 464; WENGER 1998) oder „cluster“ (vgl. SCHLOBINSKI 1987, 51). Allerdings werden die Prozesse sprachlicher Angleichung, die beispielsweise „routinization“, „long-term accommodation“ o.Ä. genannt werden (vgl. GIDDENS 1984, 60, oder zusammenfassend BRITAIN 2010, 76–78), in diesen sozialwissenschaftlichen Ansätzen stets nur unter dem Aspekt der Stabilisierung des Netzwerks beschrieben. Eine Rückwirkung auf die individuelle Kompetenz und die Struktur des Gesamtsprachsystems wird somit systematisch ausgeschlossen. Anders ENGEL (1954), der zwischen „okkasionellen und substantiellen Sprachbewegungen“ unterscheidet, von denen nur letztere „eine (zumindest qualitative) Umbildung der sprachlichen Substanz [des Individuums; R.K.]“ (die ENGEL „Individualsprache“ nennt, bewirkt (alle Zitate aus ENGEL 1954, 50–51). Diese sind vergleichbar mit Mesosynchronisierungen, die eine Modifikation der individuellen Kompetenz bewirken.

statische, unveränderliche Systeme betrachtet werden, gegenüber anderen Bereichen extrem verlangsamt ist:

Dass die Kodifizierung der Schriftsprache (z. B. in Wörterbüchern seit Adelung) und die institutionell gesicherten präskriptiven Normen (z. B. die jahrzehntelange Verbindlichkeit der Dudenorthographie in Schulen und Verwaltungen) bei Millionen von Individuen unabhängig voneinander zu bewussten „rückwärtsgerichteten“, aber gleichgerichteten (!) Makrosynchronisierungen (Nachschlagen, Lernen der Normen) führt, die insgesamt eine Verringerung der Veränderungsgeschwindigkeit bewirken, bedarf nach dem Gesagten keiner weiteren Explikation. (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 33)

Durch jede sprachliche Interaktion entsteht zwischen den Sprachteilhabern ein komplexes Netz aus Mesosynchronisierungen und Makrosynchronisierungen. Diese sind konstitutiv für die stärkere Überlagerung bestimmter Bereiche der individuellen sprachlichen Wissensbestände, die als *Varietäten*³² bezeichnet und folgendermaßen definiert werden:

Individuell-kognitiv sind **Varietäten** also durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens.

Sprachsozial [sind Varietäten] als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren [, definiert]. (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 51; Fettdruck im Original)

Die prosodisch-phonologischen und morpho-syntaktischen Strukturen werden dabei als Elemente des Fundamentalbereichs der sprachlichen Kompetenz, nämlich als die wesentlichen Zeichengenerierungs- und Zeichenverknüpfungsregeln angesehen und konstituieren entsprechend ihrer Relevanz „Vollvarietäten“. Davon unterschieden werden sektorale Erweiterungen dieses Fundamentalbereichs, zu denen vor allem das Lexikon gehört. Diese bilden „sektorale Varietäten“, welche definiert werden als „Ausschnitte[...] sprachlichen Wissens, bei denen auf der Basis einer Vollvarietät die sprachlich-situative Kompetenz durch eine kontinuierliche Folge von Mikrosynchronisierungsakten erworben wird, die lediglich begrenzt sektoral – in erster Linie lexikalisch – zu Inventarerweiterungen, Inventardifferenzierungen oder Inventarsubstitutionen führen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 51).³³

32 Vgl. zum Varietätenbegriff auch SCHMIDT 2005b.

33 Die Ansetzung von Phonologie und Morphosyntax als den primären Bereichen bei der Konstituierung einer „Existenzform“ als ein „relativ selbständiges sprachliches (Sub)System“ nimmt bereits GERNENTZ 1974 vor. Ein lexikalischer Eigenbestand reiche dagegen nicht aus, um eine Existenzform zu bilden, sondern differenziere lediglich „Stilformen“ wie „den sog. Funktionalstilen, als auch den sog. Sondersprachen (Fach- und Berufssprachen)“, denen der „Charakter einer Existenzform [abgesprochen wird]“ (alle Zitate GERNENTZ 1974, 213).

Vollvarietäten können durch ihre sprachsoziale Charakterisierung eine interne Struktur aufweisen, deren Teile als *Sprechlagen* bezeichnet werden. Darunter verstehen die Autoren

Verdichtungsbereiche variativer Sprachverwendung [...], für die sich – empirisch signifikant – differente sprachliche Gruppenkonventionen nachweisen lassen. (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 52)³⁴

Bei dem individuellen Sprachwissen handelt es sich also um eine System- und Registerkompetenz, dem Wissen eines Sprechers darüber, mit wem er in welcher Situation optimalerweise wie spricht. Dieses Wissen wird durch Synchronisierungsakte permanent mit der Kompetenz der Gesprächspartner abgeglichen. Durch diese Vernetzung in der Interaktion (= sprachsoziale Ebene) werden Varietäten nicht als disjunkte Teilsysteme mit festem Bestand linguistischer Einheiten definiert. „Varietätenstatus haben [...] nur diejenigen Differenzen, denen individuell eine sprachlich-kognitive ‚Grenze‘, also eine durch klare Indikatoren (Hyperkorrekturen, Vermeidungsstrategien) signalisierte eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Struktur zugrunde liegt“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 53). Innerhalb der Varietätengrenzen wird die Wahl der Varianten in einer Kommunikationssituation durch außersprachliche Faktoren gesteuert.

Der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung, die modernen Regionalsprachen des Deutschen, wird unter Verwendung der präsentierten Terminologie folgendermaßen definiert:

Eine **Regionalsprache** ist ein durch Mesosynchronisierungen vernetztes Gesamt an Varietäten und Sprechlagen, das horizontal durch die Strukturgrenzen der Dialektverbände/-regionen und vertikal durch die Differenzen zu den nationalen Oralisierungsnormen der Standardvarietät begrenzt ist. (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 66; Fettdruck im Original)

Um die betreffenden Varietätenverbände als *Regionalsprachen* zusammenfassen zu können, muss für sie jeweils eine gemeinsame großlandschaftliche Oralisierungsnorm als Prestigesprechlage, an der sich die Sprachteilhaber vor der medialen Verbreitung der nationalen Oralisierungsnorm orientiert haben, nachweisbar sein (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 73–74).

34 ENGEL (1954) differenziert ähnlich: Neben individuellen Sprachbewegungen unterscheidet er Gruppenbewegungen, deren Ergebnisse Gruppensprachen seien. Darunter fallen auch die Landschaftssprachen. Übergangszonen zwischen solchen Gruppensprachen, in denen „eine Ballung der Gruppen festzustellen ist [...] bezeichnen wir als Sprachschichten“ (ENGEL 1954, 84–85). So weit lassen sich alle Begriffe auf die Begrifflichkeit der Sprachdynamiktheorie (Varietäten und Sprechlagen) beziehen. Durch den Versuch, alle möglichen Einflussfaktoren auf die Sprachbewegungen zu berücksichtigen (z.B. soziale Gruppen, Stadt-Land-Unterschiede, Bildungsunterschiede, Lebensphasen), was schließlich in der Annahme mündet, mit den substanziellen Sprachbewegungen gehe eine „Änderung der Lebensart“ (= „Denken, Fühlen und Wollen“) einher (vgl. ENGEL 1954, 352–357), verliert sich ENGEL allerdings zu sehr in Details, was eine breite Rezeption seines Ansatzes, der außerdem nur als unveröffentlichtes Typoskript vorliegt, wohl verhindert hat.

Bei meinen Analysen geht es nun in erster Linie um die Anzahl der in den einzelnen Regionen empirisch ermittelbaren vertikal gestaffelten Varietäten und Sprechlagen sowie um die Art und Weise der vertikalen Staffelung. Durch die oben skizzierten sprachhistorischen Prozesse, die zur Ausbildung der regionalsprachlichen Varietätenverbände geführt haben, sind in der vertikalen Dimension in der Regel mindestens drei Varietäten zu erwarten: Standardsprache, Regiolekt und Dialekt. Auch diese lassen sich mit dem Varietätenbegriff der Sprachdynamiktheorie exakt fassen. Demnach sind *Dialekte* „die standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 59). Der *Regiolekt* wird definiert als „standardabweichende Vollvarietät mit großregionaler Verbreitung“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 66). Und schließlich „**Standardsprache** heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierung ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 62; Fettdruck im Original).

Durch die individuell-kognitive Begriffsbestimmung von Varietäten ist es möglich, Varietätengrenzen systematisch anhand von Hyperformen zu ermitteln, da diese auf die Grenzen der individuellen Kompetenz hindeuten. Hyperformen werden bei dem Versuch gebildet, Elemente einer Varietät zu verwenden, die nicht Teil der individuellen System- und Registerkompetenz sind, von deren Existenz die Sprecher aber Kenntnis haben. Hyperformen können sowohl bei dem Versuch entstehen, die Standardsprache zu erreichen (= Hyperkorrekturen), als auch bei dem Versuch, den Dialekt zu erreichen (= Hyperdialektalismen). Hinsichtlich der Klassifikation einer Sprechlage als Teil der Standardsprache können außerdem, wie vorliegende Studien und die Definition von Standardsprache zeigen, die Urteile von Sprachteilhabern herangezogen werden.

3. FORSCHUNGSSTAND

3.1 ENTWICKLUNG VON METHODEN UND INTERPRETATIONSANSÄTZEN

Der in der Einleitung zitierte von WEGENER 1879 unternommene Versuch der Initiierung einer modernen Variationslinguistik, der in der Folgezeit noch verschiedentlich wiederholt wurde (vgl. etwa MAURER 1933, v. a. 47–49), wurde „von der Forschung nicht oder nur sporadisch aufgegriffen“ (MATTHEIER 1980, 11). Als eine der interessantesten Arbeiten nennt MATTHEIER die Untersuchung von ULRICH ENGEL zu „Mundart und Umgangssprache in Württemberg“ von 1954. Tatsächlich findet der Leser in ENGELS nicht publizierter Arbeit, in der auf WEGENER keinen Bezug genommen wird, eine ganze Reihe von Anknüpfungspunkten zu dem oben skizzierten Programm. In einem sehr ausführlichen theoretischen Teil entwickelt ENGEL nicht nur ein Beschreibungsinstrumentarium zur Erfassung von sprachlicher Variation auf der Vertikale,³⁵ sondern er lässt sich auch mit einem hohen Reflexionsgrad über geeignete und ungeeignete Methoden zur Erhebung von spontaner Sprache aus. Danach schließt er die Methoden, mit denen Daten für die Erstellung von Sprachatlanten erhoben wurden, das „schriftliche[...] Fragebogenverfahren[...]“ und „das direkte ‚Abhörverfahren‘“ als ungeeignet aus. „Der einzige Weg, zu zuverlässigen Ergebnissen zu gelangen, ist zugleich der mühsamste und zeitraubendste: die Sprecher möglichst lange und in möglichst unbefangener Rede zu belauschen [...], wenn sie sich unbeobachtet glauben“ (ENGEL 1954, 22; Unterstreichung im Original). Solche Beobachtungen müssten darüber hinaus für „jeden Gewährsmann in möglichst vielen verschiedenartigen Lebensbereichen“ (ENGEL 1954, 24; Unterstreichung im Original) angestellt werden. Von besonderer Bedeutung sei daneben schließlich noch die „Lesesprache der deutschen Einheitssprache“, denn „man erhalte ein unvollständiges Bild von den württembergischen Sprachverhältnissen, würde man neben der eigentlichen Landschaftssprache nicht auch die Lesesprache berücksichtigen“ (ENGEL 1954, 254; Unterstreichung im Original). Im Ergebnis beschreibt ENGEL ein klares Bild von der „würtembergischen Landschaftssprache“, die in vier bis fünf vertikale Sprachschichten eingeteilt wird. Für diese Sprachschichten werden jeweils charakteristische sprachliche Merkmale auf verschiedenen linguistischen Ebenen genannt. Das größte Problem der Arbeit liegt aber darin, dass der Methodenreflexion keine Beschreibung der tatsächlich angewendeten Methoden, weder für die Datenerhebung noch für die Datenanalysen, folgt. Dadurch ist es dem Leser nicht möglich, nachzuvollziehen, wie ENGEL zu seiner Einteilung der Vertikale gelangt ist.³⁶

35 Auf dieses wurde oben, in Kapitel 2.3 an einigen Stellen verwiesen.

36 Das gleiche Fazit gilt auch für den – sehr viel kleiner angelegten – Beitrag von BELLMANN (1957), der vier Sprecher unterschiedlicher Generationen untersucht und zu der vertikalen